Gustav Sichelschmidt

Vor PREUSSEN wird gewarnt

Lesebuch zur preußischen Geschichte

ARNDT

Der 1996 verstorbene Dr. Gustav Sichelschmidt trat vor allem mit bissig-satirischen Betrachtungen über die politische Gegenwart in Erscheinung und hat sich mit seiner fundierten Zeitkritik einen treuen Leserkreis erobert. In dem umfangreichen Nachlaß des Erfolgsautors fand sich auch diese bisher unveröffentlichte Anthologie, die mit teilweise seltenen Texten das Phänomen Preußen zu erfassen sucht.

Schwarz und weiß sind die Farben Preußens, und ebenso wie diese Farbsymbolik polarisiert Preußen bis heute die Gemüter: Hort des Militarismus für die einen, fortschrittlich-liberales Staatsmodell für die anderen. Beide Gründe mögen die Siegermächte nach dem Zweiten Weltkrieg bewogen haben, diesen Staat per Dekret zu verbieten. Vielleicht war es aber auch etwas anderes, das die Alliierten zu diesem Schritt bewog: Die preußische Staatsauffassung steht für Erfolg!

Als sich vor 300 Jahren ein brandenburgischer Kurfürst in Königsberg eigenmächtig zum König ernannte, lachte die Welt. Als sein Enkel sich über ein halbes Jahrhundert später der Großmacht Österreich auf dem Schlachtfeld widersetzte, erweckte Preußen Respekt. Doch als das Friedenswerk Preußens für alle sichtbar wurde, erntete der Staat Bewunderung. – Preußen hat sich die Abneigung seiner Feinde wie auch die Zuneigung seiner Freunde hart erarbeitet.

Mit Dr. Gustav Sichelschmidt begeben wir uns auf die Suche nach dem Mythos „Preußen". Anhand von Selbstzeugnissen bedeutender Preußen nähern wir uns einer Standortbestimmung an. Und der Funke springt über: Der preußische Geist lebt weiter und hat immer noch die Kraft, den interessierten Leser zu fesseln. Wir lesen von einem Staat, der verboten wurde und der trotzdem nicht aufzulösen war... Denn Preußen ist eine Haltung. Und gerade das derzeit wieder erwachende allgemeine Interesse an Preußen ist ein Beweis dafür, daß Preußen noch nichts von seiner Fäszination eingebüßt hat.

ARNDT

PREUSSEN

Gustav Sichelschmidt

Vor PREUSSEN wird gewarnt

Lesebuch zur preußischen Geschichte

ARNDT

Gustav Sichelschmidt

Vor Preußen wird gewarnt

Lesebuch zur
preußischen Geschichte

ARNDT

Umschlaggestaltung: Jirka Buder unter Verwendung
eines Gemäldes von Otto Brausewetter, das den Aufruf Yorck von
Wartenburgs an das deutsche Volk wider die napoleonische
Fremdherrschaft zeigt.
Die Rückseite zeigt eine Tonbüste Friedrichs II. von Preußen und
ein Faksimile seines Testamentes.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Sichelschmidt, Gustav:
Vor Preußen wird gewarnt: Lesebuch zur preußischen
Geschichte / Gustav Sichelschmidt. – Kiel: Arndt, 2001
ISBN 3-88741-186-2

ISBN 3-88741-186-2

© 2001 ARNDT-Verlag. Alle Rechte vorbehalten

ARNDT-Verlag
D-24035 Kiel, Postfach 3603

Gedruckt in Österreich

Vorwort

Vor Preußen wird gewarnt

Vom leicht melancholisch getönten Lebensgefühl des alternden Goethe hat uns Europäer, die wir inzwischen in eine geschichtliche Spätphase eingetreten sind, kein Gott erlösen können. Donnerwolken lasten immer noch düster über diesem Erdteil. Europa hat seine Unschuld verloren. Die beiden Weltkriege, die wie ein böser Traum hinter uns liegen, sind dabei noch nicht einmal das Verheerendste, was eine Chronik der Nachwelt zu berichten hätte. Diese Kriege liessen sich trotz all ihrer Brutalität, die jegliches menschliche Mass überstieg, als kollektives Schicksal am Ende noch einigermassen bewältigen. Heute aber ist es der Einzelne, der sich in eine chaotische Welt geworfen sieht, die dabei ist, die letzten Sinnvorstellungen unerbittlich abzubauen. Jeder ist nur noch auf sich selbst verwiesen und einem existentiellen Vakuum ausgeliefert, das zu ertragen die Kraft eines Einzelnen häufig weit übersteigt. Der mehr als fünfzigjährige Friede, der uns wie ein Danaergeschenk zugefallen ist, bedeutet eine Herausforderung für uns. Das Schicksal, das uns in unserem bundesdeutschen Naturschutzpark noch eine gewisse Schonzeit eingeräumt hat, wird uns eines unschönen Tages auf Herz und Nieren prüfen: ob wir aus diesem Geschenk denn nun auch entsprechend Kapital geschlagen haben, wobei es sich selbstredend immer nur um ein «inneres Kapital» handeln kann, das allein noch zu Buche schlägt. Inzwischen hat nämlich die aus-

gleichende Gerechtigkeit, als eine der bestimmenden geschichtlichen Mächte, mit einer Weitsicht ohnegleichen die Kriegsschauplätze, auf denen Millionen verbluteten, nach innen verlegt. Es kann indessen heute schon als sicher gelten, dass wir gewogen und als zu leicht befunden werden, wenn uns die Stunde der Wahrheit schlägt. Am eigenen Schopfe können wir uns längst nicht mehr aus dem Sumpf ziehen. Als Fazit einer eingehenden Besichtigung unseres Zeitalters lässt sich nur feststellen: Wir haben bereits ein so fortgeschrittenes degeneratives Stadium erreicht, dass der Gedanke an eine Reform an Kopf und Gliedern angesichts unserer konstitutionellen Schwäche und geistigen Indifferenz geradezu vermessen erscheint. Man braucht eigentlich nicht einmal seinen Spengler studiert zu haben, um zu wissen, unter welchen zwingenden und unausweichlichen Gesetzmässigkeiten sich die Agonie eines Volkes zu vollziehen pflegt: Es gehört kein besonderer Scharfsinn dazu, um zu bemerken, wie rasant wir uns bereits dem Nullpunkt unseres völkischen Daseins zubewegen. Im Grunde haben wir längst die Fahnen eingerollt. Unsere Kapitulation vor der Zukunft bereitet schon den Austritt aus der Geschichte vor.

Solange nämlich die apokalyptischen Vorreiter des Verfalls, die wie eine Landplage über uns gekommen sind, unter der unsichtbaren Fahne des Nihilismus in breiter Front einhermarschieren und alles, was sich ihnen eventuell entgegenwerfen sollte, erbarmungslos niederstampfen, sind wir nicht mehr als ein Staubkörnchen, das vom wehenden Mantelsaum der Geschichte beiseitegefegt wird. Wann aber wird anstelle von verblassten irrationalen Ideologien dem gesunden Menschenverstand wieder eine reelle Chance eingeräumt werden?

Bei dem blindwütigen Standgericht über unsere Vergangenheit hat vor allem das alte Preußen gehörig Haare lassen müssen. Seine Unpopularität hat sich mit den Jahren bei unseren Pseudo-Intellektuellen zu einem so fanatischen Preußenhass gesteigert, dass sie sofort nervös zu geifern beginnen, sobald nur der Begriff «Preußen» in die Debatte geworfen wird. Die Ruhe ihres aufgeschreckten Gemüts werden sie erst wiederfinden, wenn sie, nachdem Preußens staatliche Existenz durch ein Kontrollratsgesetz vom Februar 1947 mit einem Federstrich erledigt worden ist, auch noch den Preußengeist, den vermaledeiten, der immer noch weht, wo und wann er will, mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben werden.

Die klassischen Tugenden, denen Preußen seinen legendären Aufstieg, seinen sicher nicht zu Unrecht bis in unsere Tage nachklingenden Ruhm und seine keineswegs abgerissene Faszination zu verdanken hat, werden heute von Ressentimentmenschen in globaler Verallgemeinerung – wie stets, wenn unseren Zeitgenossen die Argumente ausgehen – als «faschistoid» verteufelt. Es sind dies durchweg Menschen, die diesem hohen Ethos einfach nicht mehr gewachsen sind. Zugegeben, das preußische Ethos stellt eine träge Masse von Dauerkonsumenten vor eine offene Herausforderung. Es ist eine Provokation für sie, ein Schlag ins Gesicht. Leistung, Pflichterfüllung, Sparsamkeit, Bescheidenheit und Disziplin rangieren längst als Negativbegriffe auf den unteren Plätzen des Wertekanons neudeutscher Geniesser und Hedonisten. Schon den charakterlichen Anforderungen zur Durchsetzung dieser Kardinaltugenden sind sie nicht gewachsen.

Die damalige Führungselite Preußens besass einen ungebrochenen Instinkt für Mass und Würde. Sie praktizierte die leider so seltene wie notwendige «Kunst des Möglichen». Parvenühafte Masslosigkeit und protziges Auftreten wurden unnachsichtig geahndet, und das Ergebnis dieser harten Lebensschule, das schliesslich als «preußische Haltung» in die Geschichte eingegangen ist, kann sich als Gegenstück zum Gentleman-Ideal der Engländer durchaus sehen lassen. Die Quintessenz dieser Haltung hat der Generalstabschef Schlieffen in die prägnanten und bereits klassischen Worte gefasst: «Mehr sein als scheinen.» Preußische Haltung bedeutet in der Tat: Kultur besitzen, die Form in jeder Lebenssituation wahren und eine Selbstzucht beweisen, die über viele Geschlechter hin gewachsen ist. Wer auf dem unwirtlichen Sandboden dieses Landes überleben wollte, der musste allerdings ungewöhnliche Härte beweisen, musste Armut zur Tugend, Kraft zur Moral und Nüchternheit zum beherrschenden Lebensprinzip erheben. Gefühlsüberschwang, religiöses Schwärmertum und mystische Ekstase hingegen waren Versuchungen, in die kein Preuße je geriet.

Mit einem Wort: Vor Preußen wird gewarnt! Die Warnschüsse kommen aus allen Rohren der publizistischen Batterien unserer Mediokratie. Es ist zu befürchten, dass sie ihre Wirkung tun. Denn in einer Zeit, in der man sich daran gewöhnt hat, auf Rechte zu pochen, ohne auch nur ent-

fernt auf den Gedanken zu verfallen, diese mit entsprechenden Pflichten aufzuwiegen, stiehlt man sich nicht nur ganz gerne aus der Verantwortung für die Zukunft, sondern klammheimlich auch aus der für die Gegenwart. Oswald Spengler sah es als spezifisch preußisch an, «das tun zu wollen, was ich muss». Unsere antiautoritären Umerzieher hämmerten uns hingegen den liberalen Leitsatz ein, all das tun zu dürfen, was wir möchten. Das Ergebnis dieser Umerziehungsprozedur können wir täglich am denkbar ungeeignetsten Objekt sehen: am Schicksal einer Jugend, der man alle Widerstände aus dem Weg räumt und die man damit einem Zustand zunehmender Lustlosigkeit ausliefert. Denn eine Jugend, die sich nicht mehr gefordert fühlt, der niemand mehr vorlebt, was es heisst, zu dienen, zu opfern und zu leisten, muss zwangsläufig immer mehr einer depressiven Resignation verfallen, sofern sie es nicht gar vorzieht, randalierend um sich zu schlagen – um überhaupt zum Bewusstsein ihrer eigenen Existenz zu gelangen. Das preußische Motto «ich dien»' hat zwar für jeden Kenner der menschlichen Psyche eine geradezu therapeutische Funktion, die gerade heute viele Probleme lösen könnte, aber wer würde es bei einer sich aufgrund liberalistischer Dauerberieselung emanzipiert dünkenden Jugend noch wagen, dieser ein solches Leitwort ans Herz zu legen?

Angesichts der alarmierenden Gefährdung des deutschen Geistes, ja unserer blossen Existenz als Volk, kann heute jede Beschaftigung mit Preußen und dem preußischen Ethos ihre moralische Legi?mation nu7 in der Beantwortung der Frage finden, ob und inwieweit eine Wiederbelebung der preußischen Werte eigentlich denkbar ist. Fest steht, dass man alte Wertvorstellungen nicht wieder aktualisieren kann, ohne sie vorher geistig neu bewaltigt zu haben. Auch der preußische Geist müsste diesen Prozess durchlaufen, sollte er noch einmal das Wunder einer moralischen Wiedergeburt bewirken. Wie aber soll man einem Volk, das zu einer munter drauflos geniessenden Faulenzergesellschaft verkommen ist, in der die Arbeitsscheuen honoriert, die Leistungsträger aber erbarmungslos zur Kasse gebeten werden, Begriffe wie Pflichterfüllung und Leistungsbereitschaft wieder einimpfen? Die «Entsagung jedes persönlichen Vorteils, jedes Gewinnes, jeder Bequemlichkeit, ja jeder Begehrlichkeit» ist doch, gemessen an der Hemdsärmeligkeit des heutigen Lebensstils, nicht mehr als ein müdes Lächeln wert.

Und doch, welch eminente Expansionskräfte immer noch im Preußentum stecken, deckte Oswald Spengler 1919 in seiner Schrift *Preußentum und Sozialismus* auf, in der er das Fortleben jenes altpreußischen Stils, der sich in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges entwickelt und bewährt hatte, im modernen Sozialismus nachwies. Preußische Haltung – so will er uns sagen – bleibt keineswegs auf die Urpreußen beschränkt. Preuße wird man nicht durch Geburt, sondern aus Bekenntnis. Viele der wirklich grossen Preußen, wie der Alte Dessauer, Derfflinger, Seydlitz, Gneisenau, Boyen, Scharnhorst, Hardenberg, Stein, Arndt, Fichte, Hegel, Roon und Moltke waren in der Tat Zugereiste, die aber durch ihre Begegnung mit Preußens Geist über sich hinaus und zu ihrer historischen Bestimmung emporwuchsen. Sie alle hatten in diesem Staat die sie begeisternde Lebensaufgabe gefunden. Und auch heute scheint es noch so etwas wie einen unsichtbaren Orden der Preußen in aller Welt zu geben, die den preußischen Lebensstil mit einem hohen Aufwand an Charakterstärke vorleben und auf diese Weise gegen Demoralisierung und Auflösung aller konventionellen Ordnungen ankämpfen.

In diesem Sinne hatte Spengler wohl auch sein Wort gemeint: «Preußisch ist die aristokratische Ordnung des Lebens nach dem Rang der Leistung.» Von einem so anspruchsvollen Leitsatz eines Geistesaristokraten sticht das offen zur Schau getragene Plebejertum unserer heutigen «Intelligenz» peinlich ab. Man braucht nur die Geister grosser Preußen von Friedrich bis hin zu Moltke zu beschwören, um zu wissen, wo man anzufangen hätte, suchte man nach einem therapeutischen Ansatz für unsere arg heruntergewirtschaftete Gesellschaft. Spengler jedenfalls setzte hohe Erwartungen auf ein Preußentum, das die Grundmaximen seines Ethos' mit neuem Leben erfüllen könnte. Wer indessen einmal begriffen hat, dass eine Kultur wie eine Kerzenflamme verlöschen kann, ist sicherlich bereit, auch aus der preußischen Geschichte die naheliegenden Folgerungen für unsere Gegenwart zu ziehen. Gott sei Dank ist der Mensch, der sich seines sublimen irdischen Auftrags bewusst ist, immer noch stärker als das Schicksal. Er ist es im Sinne eines Leitwortes von Karl von Clausewitz: «Die Zeit ist Euer. Was sie sein wird, wird sie durch Euch sein.» Diesem ermutigenden Zuspruch eines grossen Preußen bleibt nichts mehr hinzuzufügen.

FRIEDRICH WILHELM,
DER GROSSE KURFÜRST

Edikt von Potsdam

Friedrich Wilhelm (1620-1688), der Grosse Kurfürst, ist der Begründer der Grösse Brandenburg-Preußens sowie seines Aufstiegs aus den Wirren des Dreissigjährigen Krieges. – Am 8. November 1685, kurz vor Ende seiner Regierungszeit, erliess er das Edikt von Potsdam, das den nach Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Calvinisten, den Hugenotten, als seinen eigenen Religionsverwandten Aufnahme in Preußen gewährte. Es kamen alsbald um die 20.000 Franzosen, die sehr schnell zu einem loyalen Bevölkerungsteil Preußens wurden. Sie waren fleissig und gelehrt, begründeten eine Anzahl neuer Industriezweige und trugen mit ihrem Arbeitsethos zum wirtschaftlichen Aufschwung Preußens bei.

Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden usw., tun kund und geben jedermann hiermit zu wissen: Nachdem die harten Verfolgungen und rigorosen Massnahmen, mit denen man bisher in dem Königreich Frankreich wider Unsere der evangelisch-reformierten Religion zugetanenen Glaubensgenossen verfahren, viele Familien veranlasst, ihren Stab zu versetzen und aus demselben Königreich hinweg in andere Lande sich zu begeben, dass Wir daher aus gerechtem Mitleiden, welches Wir mit solchen Unseren wegen des heiligen Evangeliums und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrängten Glaubensgenossen billig haben müssen, bewogen werden, vermittels dieses von Uns eigenhändig unter-

schriebenen Ediktes denselben eine sichere und freie Zufluchtsstätte in allen Unseren Ländern und Provinzen in Gnaden anzubieten und ihnen daneben kundzutun, was für Gerechtigkeiten, Freiheiten und Prärogativen Wir ihnen zuzugestehen gnädigst gesonnen sind, um dadurch die grosse Not und Trübsal, womit es dem Allerhöchsten nach seinem allein weisen, unerforschlichen Rat gefallen hat, einen so ansehnlichen Teil seiner Kirche heimzusuchen, auf einige Weise zu erleichtern und erträglicher zu machen.

THEODOR FONTANE

Der alte Derffling

Theodor Fontane (1819-1898) gilt als Vollender des deutschen Spätrealismus. In seinen Romanen (etwa Der Stechlin *(1899)), Balladen und Gedichten beschäftigte er sich immer wieder mit Preußen und seiner Geschichte. In Fontanes späten Schaffensjahren musste er wehmütig dem Untergang Preußens und des den Staat tragenden Adels zusehen, woraus die herbe Abschiedsstimmung vieler seiner Romane resultiert. – Das hier wiedergegebene Gedicht war das erste der sog. «Feldherrnlieder» Fontanes, die in volkstümlichem Ton gehalten waren. Der alte «Derfling», eigentlich Derfflinger, ein aus schwedischen in preußische Dienste getretener Reitergeneral – ehemals Schneidergeselle –, dann brandenburgischer Feldmarschall, teilt sich mit dem von Heinrich v. Kleist literarisch bearbeiteten Prinzen v. HessenHomburg* (Prinz Friedrich von Homburg *(1810)) den Siegesruhm der Schlacht bei Fehrbellin (1675), bei der der Grosse Kurfürst die Schweden vernichtend schlug.*

Es haben alle Stände
so ihren Degenwert,
und selbst in Schneiderhände
kam einst das Heldenschwert;
drum jeder, der da zünftig
mit Nadel und mit Scher',
der mache jetzt und künftig

In seinen jungen Tagen
war das ein Schneiderblut,
doch macht' ihm nicht behagen
so Zwirn wie Fingerhut,
und wenn er als Geselle
so sass und fädelt' ein,
schien ihm die Schneiderhölle
die Hölle selbst zu sein.

Einst, als das Nadelhalten
ihm schier ans Leben ging,
dacht' er: «Das Schädelspalten
ist doch ein ander Ding»;
fort warf er Mass und Elle
voll Kriegslust an die Wand
und nahm an Nadels Stelle
den Säbel in die Hand.

Sonst focht er still und friedlich
nach Handwerksburschen-Recht,
jetzt war er unermüdlich
beim Fechten im Gefecht;
es war der flinke Schneider
zum Stechen wohl geschickt,
oft hat er an die Kleider
dem Feinde was geflickt.

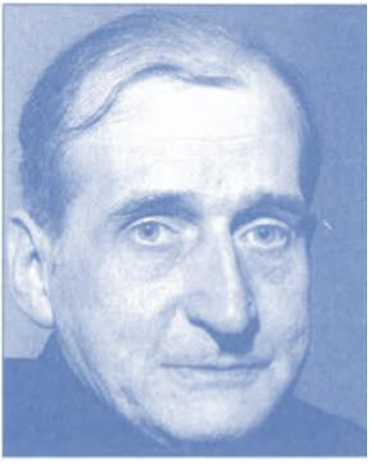
Er stieg zu hohen Ehren,
Feldmarschall ward' er gar,
es macht' ihn wenig kehren,
dass einst er Schneider war;
nur, fand er einen Spötter,
verstund er keinen Spass
und brummte: «Für Hundsfötter
sitzt hier mein Ellenmass.»

Krank lag in seinem Schlosse
der greise Feldmarschall,
keins seiner Lieblingsrosse
kam wiehernd aus dem Stall;
er sprach: «Als alter Schneider

weiss ich seit langer Zeit,
man wechselt seine Kleider –
auch hab' ich des nicht leid.

Es fehlt der alten Hülle
in Breite schon und Läng',
der Geist tritt in die Fülle,
der Leib wird ihm zu eng;
gesegnet sei Dein Wille,
Herrgott, in letzter Not!»
er sprach's und wurde stille –
der alte Held war tot.

REINHOLD SCHNEIDER



Die Schlacht bei Fehrbellin

Reinhold Schneider (19031958) lebte 1932 bis 1937 als freier Schriftsteller in Berlin und Potsdam. 1938 wandte er sich der katholischen Kirche zu und ging nach Freiburg. – Er trat als Lyriker, Erzähler, Dramatiker, Essayist, Historiker und Kulturphilosoph hervor; seinem in bildkräftiger Sprache geschriebenen Werk Die Hohenzollern *(1933) entstammt die hier wiedergegebene Beschreibung der Schlacht bei Fehrbellin.*

Drei Pässe bieten noch Rettung: bei Oranienburg, bei Cremmen und bei Fehrbellin. Derfflinger rät, die ersten beiden zu zerstören und das Heer vor den letzten Ausgang, bei Fehrbellin, zu werfen: dann müsse der Feind sich ergeben mit Ross und Wagen. Aber der Herr, den nach der toten Zeit des Wartens das ganze Ungestüm des Handelns ergriffen hat, ist des Rechnens und Umgehens müde: Homburg mag sich den Schweden auf die Fersen setzen, sie sollen zerschlagen werden, noch ehe sie die Grenze des Luchs erreichen. Der Kurfürst will keine Künste mehr: Er will die Schlacht. So beginnt die Jagd über den hallenden, zitternden Boden, die quellenden, sickernden Wasser; auf den Durchbruch bei Dremmen wie bei Oranienburg muss Wrangel verzichten; in der Gegend von Linum sieht der Prinz das schwedische Heer gegen Fehrbellin zu schwanken: eine Wolke, die träge am Morast hinstreicht und sich in den Bäumen und Büschen, den grünen Lanzenwäldern des Schilfs und den Dörfern am

Luchrand zu verfangen scheint. Er schickt einen Reiter ab, den letzten Befehl zu erbitten; zwischen dem Rhin und einem Fichtenwalde, das spitze Dach des Kirchturms von Hakenberg im Rücken, Waldflecken und Sumpf im Antlitz, schliessen sich die Vierecke der schwedischen Reiter und des Fussvolkes zusammen, nach alten Gesetzen der Kriegskunst. Homburgs Reiter kommt wieder und feuert einen Pistolenschuss seinen Worten voraus: Der Angriff ist befohlen.

Die Trompeten fallen frenetisch ein, dann stieben die Reiter über das bebende schwankende Erdreich in die geordneten, von Speeren starrenden Karrees; es blitzt und hallt; ehe die Überfallenen sich wieder zusammengeschlossen haben, fliegen die Brandenburger zurück, um gleich darauf wieder vorzubrechen, in Stoss, Schlag und Waffenklang einen Augenblick zu verharren und wieder zurückzufliehen. Einige schwedische Reiter jagen ihnen nach, wieder, für die Dauer einiger Pistolenschüsse, stehen die Schwadronen; dann holen sie von Neuem aus, wie der Wellenschlag der Küste, vorzustossen, zu reizen und zu verwirren. Da bebt der Grund von Linum her unter den Hufen brandenburgischer Dragoner, erster, leichter Artillerie; Derfflinger überjagt das Feld, suchend, an der Strasse nach Hakenberg, am Sumpfrand, unter den Fichten, gespannten Gesichts, in diesem Augenblick ganz Feldherr, der den Vorteil der Landschaft sofort erspäht und zu nutzen weiss. Unter seinem harten Kommando werden vier leichte Geschütze auf die flache Fichtenhöhe hinaufgerissen; abgesessene Dragoner werfen sich davor. Das Geschütz spielt sicher in die schwedischen Reihen hinein; Pferde stürzen, Reiter reissen sich los; Offiziere sprengen mit blankem Degen auf die Verwirrten zu; dann, ungeachtet der niedergehenden Geschosse und des wütenden Feuers der Dragoner, löst sich ein Fussregiment von der schwedischen Front und stürmt, als bestände es aus Unverwundbaren, in eiserner Ordnung gegen die brandenburgische Geschützstellung vor. Die Dragoner verlieren den Mut, in die Reihen zu feuern, an denen die Kugeln abzuprallen scheinen; wie dem Schicksale selbst, vor dem keine Waffe gilt, sehen sie dem «blauen Regiment» entgegen, dem Regiment Gustav Adolfs. Fortgerissen in schäumender Ungeduld, die kein Befehl besonnener Führer mehr zügelt, stürzt sich das Reiterregiment Wachtmeister, Seite an Seite mit den Fusssoldaten, auf den Feind: Die beste jüngste schwedische Kraft wirft sich auf die Geschüt-

ze. Die Dragoner stieben auseinander, während die Geschütze fortspielen, als könnten sie die verlorene Sache noch retten; da, mitten in die Verwirrung, sicherer und mächtiger als Geschosse, dringt die Stimme des Herrn. Im nächsten Augenblick ist der Schimmel des Kurfürsten unter den Fliehenden; dann schwankt sein breiter, betresster Hut, unter dem die Locken hervorwehen, zwischen den Helmen schwedischer Reiter. Nun bricht Homburg gegen das Getümmel vor, reisst Derfflinger die Seinen nach, während von Linum her, ohne Aufstellung genommen zu haben, allen Regeln des Kriegswesens entgegen, in schmaler Reihe Schwadron um Schwadron heranbraust und atemlos in den Kampf tritt. Um die brandenburgischen Führer bilden sich Strudel wildesten Gemenges, die immer tiefer hineintreiben in die feindlichen Reihen, Helfer nachreissend, Strassen bahnend in den lebendigen Verhau der Menschen und Pferde. Das Feuer erstirbt; Kolben verrichten mehr als Mündungen; Ross an Ross, Leib an Leib, drängend und stossend, unter dem erregten Zuruf der Trompeten und dem dumpfen Prall des Eisens und der Körper umklammern, drosseln einander die Heere, bis der letzte Reiter des Regiments Wachtmeister unter den Hufen liegt und die letzten Streiter des «blauen Regiments» in die Sümpfe fliehen, um wenigstens die Standarten zu retten, nachdem Name und Ehre verloren sind.

Der Regen versiegte über den Streitenden; da die Brandenburger wieder aufsehen aus Dunst und Rauch, fliehen die Feinde durch blitzendes Land. Schon treibt Homburg die todmüden Pferde seiner leichten Reiter an; sie schiessen dem Feinde nach, dessen Nachhut sich plötzlich herumwirft, den Abzug zu decken. Gegen den Geschosshagel der unverbrauchten schwedischen Truppen vom linken Flügel kommen die Brandenburger nicht an; sie weichen, indes der Feind seine Stellung aufgibt und weiterjagt, haken sich, heranstiebend wie Pfeilschwärme, noch einmal in ihm fest, werden wieder geworfen; beim dritten Angriff brechen die Pferde in die Knie, und der Feind zieht ab.

Wie? Sollten sie sich doch noch retten, die schon verloren waren zwischen den Sümpfen und brandenburgischen Schwertern? Der Kurfürst sprengt auf Homburg zu, in schäumendem Zorn. Will er sich werfen lassen von Geschlagenen? Doch der Prinz hat getan, was er vermochte: Nicht

seine Kraft, die der Pferde ist erschöpft. Fern, aus Fehrbellin, wölkt Rauch auf; langsam findet das fliehende Heer über den Rhin auf rasch erbauter Brücke. Später, wenn die Feuer flackern und die Sieger auf feuchter Erde es sich «brav lustig» machen neben den Toten, kommt die Besinnung über den Herrn: Er schickt dem Prinzen ein Pferd zum Dank für den Sieg von Fehrbellin.

Mögen Homburg und Derfflinger ihren Anteil haben an diesem Tag: Dieser Sieg ist doch ganz das Werk des Kurfürsten. Sein war der Wille, der das Heer durch Deutschland jagte, sein die Kühnheit der Überraschung, der Entschluss, alles an die Vernichtung des Feindes zu setzen; sein der Verzicht auf die Klugheit des Umgehens, die dem Feind vielleicht Zeit gelassen hätte, ohne Schwertschlag zu entkommen. Das brandenburgische Temperament gewann diesen Sieg: eine neue Art des Handelns, die in dem schwerfälligen Jahrhundert des Dreissigjährigen Krieges die Zukunft für sich hat.

Juuus MINDING

Froben

Julius Minding (1809-1850) ist ein heute fast *vergessener Schriftsteller. Er studierte in Berlin Medizin, wurde 1833 Arzt und wanderte 1850 in völliger Armut in die USA aus. Minding trat als Lyriker und Dramatiker hervor, veröffentlichte seine Gedichte unter anderem in den Sammlungen* Lieder vom Alten Fritz *und* Völkerfrühling. – *Das Gedicht «Froben'» behandelt eine Episode um des Grossen Kurfürsten Stallmeister Froben während der Schlacht bei Fehrbellin.*

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, der grosse Kriegesheld,
seht, wie er auf dem Schimmel vor den Geschützen hält!
Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin,
das war ein heisses Streiten am Tag von Fehrbellin.

Wollt ihr, ihr trotz'gen Schweden, noch mehr vom deutschen Land?
Was tragt ihr in die Marken den wüt'gen Kriegesbrand?
Herr Ludwig von der Seine, der hat euch aufgehetzt,
dass Deutschland von der Peene zum Elsass werd' zerfetzt.

Doch halt, Graf Gustav Wrangel, hier steh nun einmal still!
Dort kommt Herr Friedrich Wilhelm, der mit dir reden will.
Gesellschaft aller Arten bringt er im raschen Ritt
samt Fahnen und Standarten zur Unterhaltung mit.

Nun seht ihn auf dem Schimmel: Ein Kriegsgott ist es traun!
Den Boden dort zum Tanze, den will er sich beschau'n.
Und unter seinen Treuen, da reitet hintenan
zuletzt, doch nicht aus Scheuen, Stallmeister Froben an.

Und wie Herr Wrangel drüben den Schimmel nun erblickt,
ruft er den Kanonieren: «Ihr Kinder, zielt geschickt!
Der auf dem Schimmel sitzet, der Grosse Kurfürst ist's;
nun donnert und nun blitzet! Auf wen's geschieht, ihr wisst's.»

Die donnern und die blitzen und zielen gar nichts Schlecht's,
und um den Herren fallen die Kugeln links und rechts.
Dem Derfflinger, dem Alten, fast wird es ihm zu warm;
er ist kein Freund vom Halten mit dem Gewehr im Arm.

Und dicht und immer dichter schlägt in die Heeresreih'n
dort in des Schimmels Nähe der Kugelregen ein.
«Um Gott, Herr Kurfürst, weiche!» Der Kurfürst hört es nicht;
es schaut sein Blick, der gleiche, dem Feind ins Angesicht.

Der Schimmel mocht' es ahnen, wem dieses Feuer gilt;
er steigt und schäumt im Zügel, er hebt sich scheu und wild;
die Herren alle bangen, doch sagt's ihm keiner an;
wär' doch nicht rückwärts 'gangen, der fürstlich grosse Mann.

O Preußen, damals wägte auf eines Auges Blick,
auf eines Zolles Breite sich furchtbar dein Geschick!
O Zollern, deine Krone – O Friederich, dein Ruhm!
Hier galt's im Ahn dem Sohne, im Hut dem Königtum.

Hier galt es Deutschlands Freiheit ob nord'scher Übermacht;
und wer, wenn er gefallen, wer schlüge seine Schlacht?
Nicht Homburgs edle Hitze, nicht Derfflings rauher Mut,
nicht Grumbkows Säbelspitze, nicht Heer noch Landsturm gut.

Und doch, der Tod ist nahe und mäht um ihn herum,
und alles zagt und banget, und alles bleibet stumm.

Die Scheibe ist der Schimmel, das merket jeder nun;
doch helfen mag der Himmel, von uns kann's keiner tun.

Da reitet zu dem Fürsten Emanuel Froben her:
«Herr Kurfürst, Euer Schimmel, er scheut sich vorm Gewehr;
das Tier zeigt seine Launen, Ihr bringt's nicht ins Gefecht:
So nehmt nur meinen Braunen! Ich reit's indes zurecht.»

Der Herr schaut ihm herüber: «Es ist mein Lieblingsross!
Doch das verstehst du besser, so reit' es nur zum Tross.»
Sie wechseln still, dann sprenget rasch, ohne Gruss und Wort,
die Zügel lang verhänget, der edle Froben fort.

Und weit von seinem Herren hält er zu Rosse nun.
Für wenig Augenblicke scheint das Geschütz zu ruhn;
der Kurfürst selber sinnet, warum es jetzt verstummt,
und: «Wacker war's geminnet!» der alte Derffling brummt.

Da plötzlich donnert's wieder gewaltig übers Feld,
doch nur nach einem Punkte ward das Geschütz gestellt:
Hoch auf der Schimmel setzet: Herr Froben sinkt zum Sand.
Und Ross und Reiter netzet mit seinem Blut das Land.

Die Ritter alle schauen gar ernst und treu hinein,
O Froben dort am Boden, wie glänzt dein Ruhmesschein!
Der Kurfürst ruft nur leise: «Ha, war das so gemeint?»
Und dann nach Feldherrnweise: «Nun vorwärts, in den Feind!»

FRIEDRICH WILHELM,
DER GROSSE KURFÜRST

Aus dem Politischen Testament

Unter einem Politischen Testament versteht man die Richtlinien, die ein Fürst oder Staatsmann seinem Nachfolger gibt. Von den Hohenzollern ist eine ganze Reihe Politischer Testamente überliefert; in ihnen zieht der jeweilige Herrscher die Bilanz seiner Regierungszeit, nennt Massnahmen, die noch zu treffen sind und geht die verschiedenen Bereiche der Staatsverwaltung Punkt für Punkt durch. – Beim Grossen Kurfürsten fallen besonders seine tiefe Religiosität und die väterliche Fürsorge für seine Landeskinder auf.

Eure von Gott untergegebenen Untertanen müsset Ihr ohne Ansehung der Religion als ein rechter Landesvater lieben, ihren Nutzen und Bestes in billigen Dingen allzeit gerne zu befördern suchen, die Commercia überall in Aufnehmen bringen und auf mehr Poeplierung insonderheit der Kur-Brandenburg gedenken.

Die liebe Justiz lasset Euch in allen Euren Landen höchstlich befohlen sein und sehet dahin, damit sowohl den Armen als Reichen ohne Ansehung der Person Recht verschaffet werde, und dass die Prozesse beschleunigt und nicht aufgehalten werden mögen, denn das befestigt die Stühle der Regenten. Und weil Ihr wegen Eurer anderen Regierungsgeschäfte die Justizsachen selten hören könnet, so gebet fleissig acht auf die Räte, so dazu bestellt sind. Und wenn Ihr erfahret, dass sie sich korrumpieren lassen und mit der Justiz nicht recht umgegangen sind, so strafet

Friedrich Wilhelm (1620-1688) verdiente sich seine Meriten vor allem im brandenburgischen Fehrbellin, wo er am 18. Juni 1675 die schwedische Armee besiegte. Späterfanden die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten Aufnahme in seinen Ländern.

dieselben dergestalt, dass sich alle anderen davor zu spiegeln haben. Würde aber einer aus Bosheit über die Räte klagen, so ist derselbe auch billig zu strafen, damit der Justiz ihr gebührender Respekt verbleibe. Vor allen Dingen hütet Euch, dass Ihr in Justizsachen keinen Bescheid erteilt, es sei denn, das Gegenteil zuvorderst mit seiner Verantwortung vernommen.

Was nun für Räte und Diener Ihr inskünftig zu gebrauchen habt und wie selbige qualifiziert sein sollen, weil eines Herren Reputation daran hänget, was für Räte er erwählt, so habt ihr Euch in solcher Wahl wohl vorzusehen und nicht zu übereilen, und weiss ich Euch deren keine besser zu benennen und vorzuschlagen als solche, welche der Jethro dem Mose beschreibt (2. Moses 18, 21), nämlich dass es solche Leute sein sollen, so solche Qualität haben, dass sie zuvorderst Gott fürchten und dem Geiz von Herzen feind, überdem verschwiegen, eines ehrbaren Lebens, aufrichtigen Gemütes, etwas staatskundig und der reformierten Religion sind. Nach solchen sehet Euch in und ausser Landes mit höchstem Fleisse um.

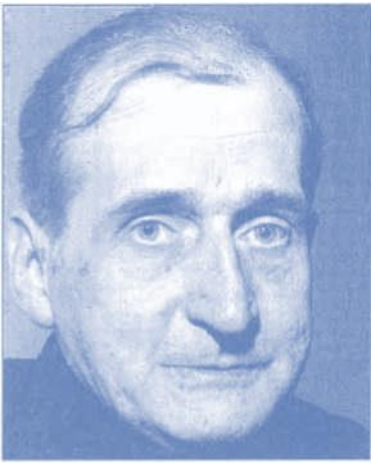
Wenn Ihr solche dazu erwählet und annehmen werdet, so wird es Euch wohlgehen, Gottes Segen in der Regierung verspüren, auch wird Euch die Last alsdann nicht so schwer zu tragen ankommen.

Und weil Gott Unser Haus mit vielen Landen reichlich gesegnet, so habt Ihr auf deren Konservation allein zu gedenken. Und hütet Euch, dass Ihr durch Appetierung [Erwerbung] mehrerer Lande nicht grossen Neid und Feindschaft auf Euch ladet und dadurch auch, was Ihr schon habet, in Gefahr setzet. Jedoch, dass Ihr Euch keineswegs von Euren Landen, Grenzen und wohlhergebrachten Gerechtigkeiten etwas entziehen oder nehmen lassen solltet. Da auch deswegen einiger Streit entstehen möchte, kann zuvorderst in der Güte solches beizulegen gesucht werden. Wann aber gegen alles Verhoffen solche gütliche Vergleichung nichts verfangen wollte, so muss man sich bestmöglich dabei zu manutenieren angelegen sein lassen. Wann aber notwendig Krieg sein muss, so lasset in Euren Landen gute Ordnung halten und gebet nicht zu, dass Eure Untertanen unterdrückt und vergewaltigt werden, denn durch ihre Mittel müsset Ihr's ausführen.

Folget meinen treuen Warnungen, Ermahnungen und Rat, und kommt solchen in allem nach, denn ich hätte mich glücklich geschätzt, da es mei

nen Herrn Vater beliebig gewesen wäre, mir soviel als ich Euch von Eurem Staat hierin Nachricht gebe, zu meiner Wissenschaft hätte hinterlassen wollen. So wäre mir meine Regierung im Anfange nicht so schwer geworden: Derhalben erinnere und ermahne ich Euch nochmals, fürchtet, liebet und ehret Gott von ganzem Herzen, dienet ihm auch mit rechtschaffenem Herzen und wandelt treulich in seinen Wegen.

REINHOLD SCHNEIDER



Friedrich Wilhem I.

Aufden Grossen Kurfürstenfolgte Friedrich III. (1657-1713), der dazu ausersehen war, seinem Haus und Preußen die Krone zu erwerben: Fürdie Unterstützung im Spanischen Erbfolgekrieg (1701-1713/14), die er Kaiser Leopold I. gewährte, erhielt er von diesem die Zustimmung zur Erhebung des Herzogtums Preußen zum selbständigen Königreich. Ab 1701 nannte er sich Friedrich I., König in *Preußen. Sein Sohn Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, war ein ungewöhnliches Organisationstalent, dessen umfangreiche Massnahmen Reinhold Schneiders (1903-1958) Text so atemlos schildert, wie sie durchgeführt wurden.*

Wohl niemals hat ein zur Herrschaft Berufener in solcher Schnelle den Umkreis verwandelt, den er betrat: Des Vaters schwere Karossen rollten das letztemal hinter seinem Sarg; der unübersehbare Zug der Kämmerer und Lakaien, der Hofherren und Trabanten hielt nur noch zum Grabgeleite zusammen; dann zerstob er unter dem harten Wort des neuen Königs in alle Winde. Die Theatergarderobe wird unter Bettler ausgeteilt, «unter den Linden» stehen die Götter Griechenlands im barocken Flitter ihres Opernhimmels und bitten um einen Groschen. Das Lustboot, das auf dem Neptunsteich vor dem Potsdamer Schlosse schaukelte und einstmals drei Könige die Havel hinabgetragen hatte in das Schlösschen am See, ward nach Russland geschickt im Tausch gegen Grenadiere; Büsche und Wege des Lustgartens verdrängte der Sand des Exerzierplatzes.

Die Orangerie wird zum Marstall. Nun erst ist das Potsdamer Schloss mit seinem hohen fremden Dache preußisch geworden; der Sand, die grosse Fläche, auf der Menschen sich bilden müssen, breitet sich vor ihm hin, das Leben und Wachsen der Bäume vertreibend; eine Möglichkeit begründend für den Menschen. Dies ist von nun an der Ausblick preußischer Könige: Sand, wie er sich draussen dehnt zwischen Wäldern und Seen und die Strassen überweht, alle Arbeit verdoppelnd, allen Ertrag doppelt kostbar machend; Sand, der fast nichts gewährt, aber Ungeheures fordert; und damit den Menschen zwingt zu seiner Form.

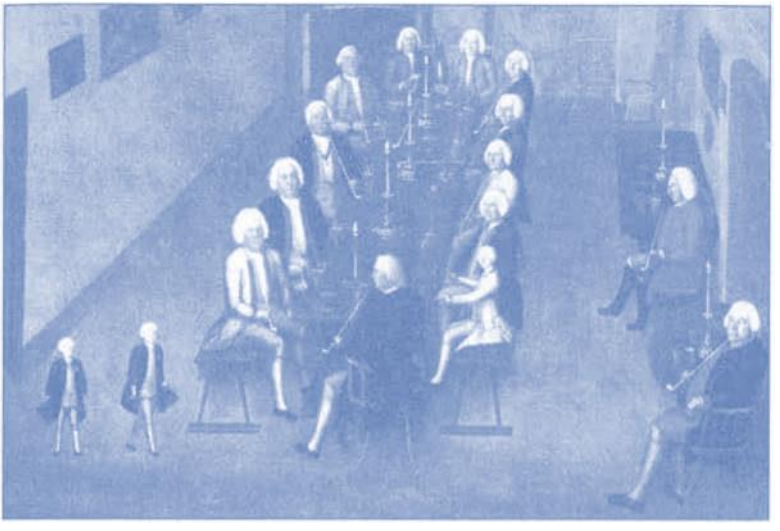
Der König ist geboren zu formen, und niemals, weder vor ihm, noch nach ihm, hat ein deutscher Herrscher mit solcher ausschliesslichen Leidenschaft dieses sein Amt ergriffen. Er trifft Umrisse an, da er kommt; die Linien einer Politik, der die Macht fehlt, sie auszufüllen; verstreute Länderfetzen, die der Name wohl notdürftig verbindet, doch der Geist, das Gesetz nicht zusammenschweissen. Ein grosser, fast phantastischer Anspruch ist sein Erbe: Friedrich Wilhelm wird seine innere Notwendigkeit begründen. Er, der sich der Wirklichkeit verschrieb mit allen Kräften seines Lebens, wird aus den Träumen der Ahnen: des Burggrafen Friedrich, des Grossen Kurfürsten, des Vaters eine Wirklichkeit machen: nicht, indem er sie nach aussen hin zu vollenden sucht, sondern indem er sie von innen her erfüllt. Dass der Anspruch im Inneren beginnt und der Gehalt eines Staates allein seine Machtstellung bestimmt: dies ist Friedrich Wilhelms unbedingter Glaube; er huldigt ihm auf deutsche Weise, mit jener Ausschliesslichkeit, die endlich fast kein Verhältnis zur Umwelt mehr findet, ja diese notwendig unterschätzt oder übersieht; damit gehorcht er, der Schöpfer, seiner eigenen Tragik: Die Stunde wird kommen, wo er nicht mehr gebieten kann, nicht mehr gebieten darf, wenn das Werk dauern soll, das er geschaffen; dann, wenn die Kraft aufs Höchste verdichtet und durchgebildet ist und nun die Verbindung mangelt nach aussen, muss er gehen: Das Schicksal wird ihn im rechten Augenblick rufen, nachdem er alles gegeben hat, was er zu geben vermochte.

Nur selten, nur in günstigsten Augenblicken, greift er über die Grenzen des Ererbten: Er gewinnt, mehr durch das Vorhandensein des Heeres als durch dessen gefährlichen Einsatz, in glücklichem Augenblick Stettin,

nun, da die Zeit gekommen ist und Schweden zusammenbricht, fast mühelos erobernd, was dem Kurfürsten und den früheren märkischen Herren nicht zu erringen bestimmt war; aber Friedrich Wilhelm gilt der Hafen nur wenig: Er sucht das Meer nicht, das die Kräfte der Völker verschlingt, nicht die Mündung, aus der das kaum Gesammelte wieder verströmt: Er will allein die umgrenzte Erde und die Form. Er hat ein Königsschloss geerbt, in dem noch kein echter König gewohnt hat, und Länder, durch deren Wüstnis kein Schritt eines Menschen geht. Im Inneren vollzieht sich das Wachstum; im Inneren liegt der Gewinn: Hier fällt die eigentliche historische Entscheidung in dem Entschluss zur Sammlung und Richtung der Kraft. Zuzeiten lockt den König der Krieg; doch endlich bescheidet er sich, wenn er ihm ausweichen muss: Ein anderer wird und muss ihn führen; nichts ist gewisser; denn der Staat, der im Inneren, der Welt kaum noch sichtbar, zur Macht geworden ist, muss einmal auch als Macht erscheinen. Dies ist nur eine Folge: Das Grösste liegt in der Gründung; die Wendung vollzieht der Instinkt für die Form.

Aber indem er dient, gibt er sein Menschentum niemals auf: Dies ist das Wunderbarste an Friedrich Wilhelm. Die Frische seines Gesichts, die helle Leuchtkraft seiner Augen, der Klang seiner klaren Stimme sind spürbar in allen seinen Gesetzen und Verordnungen, Marginalien und Briefen. Notwendig muss ihn seine Besessenheit hinreissen zur Härte, zu Unrecht und Irrtümern; aber dieser Schöpfer des grössten, des vollkommenen Beamtenstaates ist niemals Werkzeug, immer Persönlichkeit. Er lebt noch jenseits der Tragödie zwischen Werk und Menschentum, Königtum und Seele, die sich in grandioser Weise abspielen wird im Dasein seines Sohnes; Friedrich Wilhelm weiss noch nichts davon, dass das Amt das Herz zerstört.

Es ist ihm bitter ernst mit seinem Zuruf an einen flüchtenden Untertan, dass man ihn nicht fürchten, sondern lieben solle; er könnte die Menschen schlagen, nur damit sie ihn lieben. Aber lieben kann man allein Wahrheit und Aufrichtigkeit; und wie des Königs ganzes Leben, sein Wille und seine Leistung, ihren höchsten Wert doch erst als Beispiel haben, so machen des Königs Augen, in denen der Widerschein eines ehrlichen Lebens ist, die Probe auf den inneren Wert des Untertanen. Wer ihn frei anblickt, hat seine Gnade: Der muss seinesgleichen sein, der den Blick furchtlos zu



Neben seiner Garde aus «Langen Kerls» ist der Soldatenkönig auch für sein Tabakskollegium bekannt, eine «Abend-Gesellschaft zur Uniterhaltung bei der Tobacks-Pfeife». Links sind Prinz Heinrich und Kronprinz Friedrich, der spätere Alte Fritz, als Kinder dargestellt.

ihm erhebt: ebenso aufrichtigen Willens, ebenso guten Gewissens; so allein sollen König und Bürger einander begegnen: als gleichstrebende Arbeiter auf Erden. Da ein jeder weiss, dass der König sein ganzes Dasein einsetzt für sein Amt, und nur für sein Amt: So hat niemand Grund, sich ihm zu entziehen; wenn auf den Strassen Berlins ein Flüchten und Laufen beginnt, sobald der starke untersetzte Mann in blitzender Oberstenuniform, schon von der Gicht gehemmten Schrittes, aus dem Schlosstor tritt: So ist es wieder bewiesen, dass Gauner und Faulpelze sich herumtreiben zwischen den Häusern. Er wird sie nicht dulden; kein Gesetz ist gegen sie zu streng; er hasst diese ihre Furcht mit dem ganzen Ungestüm seines Herzens; denn es kann keine Furcht aufkommen, wenn Fürst und Untertan sich einig wissen in ihrem Dienst; und das Arbeitsgebot des Staates einen jeden mit derselben Uneingeschränktheit ergriffen hat. Wie der Bäckerjunge, der Torschreiber und das Hökerweib, so muss auch der Tanzmeister Rechenschaft ablegen über sein Können: Er tanzt mitten auf der Strasse, wo die Fuhrwerke der Bauleute kommen und gehen, angstvoll eine zierli-

che Sarabande, bis er in Gnaden und freilich mit geheimem Groll entlassen wird.

Dies ist Friedrich Wilhelms einzige Psychologie: die Probe auf sein ehrliches Auge; wie sollte dem von seinem Werke Besessenen Zeit bleiben für die Geheimnisse der Seele? Aber die Entwicklung eines Geschlechtes, das den Gipfel der Macht ersteigt, vollzieht sich in rasender Schnelligkeit; der Vater ist dem Bauerntum noch nahe; natürlich wie sein Dasein und Tun ist auch die Verzweiflung, die ihn zuzeiten überfällt, ohne ihn zerbrechen zu können; doch das Leben des Sohnes ist schon ganz auf Gefahren gegründet: Er muss sich einen jeden Tag erobern und auf künstlichen Brücken über die Bedrohungen seines Inneren vom Heute in das Morgen schreiten; er bedarf der Spiele des Vergessens, des feineren Glücks, der Überraschungen und Spannungen, des Tausches zwischen Schein und Wirklichkeit. Unter dem Druck der Gebote wird er sich noch vertrauter machen mit den Umwegen in die grosse Freiheit des anderen Seins; noch mehr sich verfeinern, abgründiger, doppelsinniger und listiger werden; seine eigene Sprache finden und ein eigenes Forum, das die Versprechen entschuldigt, die er gab, und Bruch und Untreue verzeiht: Endlich kann kein Wort zwischen ihm und dem Vater fallen, das Hass und Misstrauen nicht untergraben. In zwei Generationen ist, unter der Glut der Macht, der ganze Kreis durchlaufen von erdhafter Gläubigkeit bis in die kalte Ferne, wo der Geist zuletzt die Wurzeln des Wachstums zerstört und die Bahn des Geschlechtes endet.

FRIEDRICH WILHELM 1.

Instruktion für meinen Nachfolger

Der *berühmteste Satz aus dem Politischen Testament des Soldatenkönigs ist der, der Grosse Kurfürst habe die äussere Machtstellung begründet, sein Vater die Königswürde erworben, er selbst das Land und die Armee instandgesetzt, an seinem Nachfolger sei es nun, die Länder herbeizuschaffen, die dem Hause Hohenzollern von Gottes und Rechts wegen zustünden. – Daran hielt sich Friedrich der Grosse: Neben Schlesien erwarb er Ostfriesland und Westpreußen für Preußen, dessen Einwohnerzahl er dadurch mehr als verdoppelte.*

Instruktion, wie sich mein Successor von der Krone Preußens nach meinem Tode zu richten hat und die Information vom ganzen Etat der Armee [und] Länder darin zu finden hat. Habe es in Potsdam den 22. Januar 1722 aufgesetzet.

Mein lieber Successor sei wohl versichert: dass alle glücklichen Regenten, die Gott für die Augen haben und keine Mätressen, welche besser Huren genennet, haben und ein gottseliges Leben führen,. diese Regenten wird Gott mit allen weltlichen und geistlichen Segen beschütten. Also bitte ich meinen lieben Successor, ein gottseliges reines Leben und Wandel zu führen und seinem Lande und seiner Armee mit gutem Exempel vor[anzu]gehen, nicht [zu] saufen und [zu] fressen, davon ein unzüchtiges Leben herkommet [...] Also ist das eines gottseligen Regenten und besser zu sagen Euer Werk, des Satans Tempel, zu sagen Mätressen, Operas,

Komödien, Redouten, Ballets, Maskeraden zu unterdrücken und nicht zu dulden und nicht selber so ein gottloses Leben anzufangen, wie es in unserem Hause niemalen geduldet worden und von Johann Sigismundo im brandenburgischen Hause keine dergleichen Sünden im Sehwange gegangen ist. Leset die Historie von unserem Hause, da werdet Ihr finden, dass dieses der Wahrheit gemäss ist und derowegen Gott unser Haus beständigst gesegenet hat [...]

Hütet Euch vor den Flatteurs oder Schmeichelers. Die sind Eure Feinde, die Euch alles nach dem Munde reden, um Euch zu allem möglichen Bösen zu verführen. Ihr müsst sie nicht anhören, sondern platt abweisen, denn sie durch ihre insensiblen Flatterien zu vielen bösen Sünden [verführen], die Eurer seligen und zeitlichen Wohlfahrt an Ländern und Armeen schaden können. Denn die Flatteurs sind Eure grössten Feinde; die Euch aber die Wahrheit sagen, die sind Eure Freunde, die Euch liebhaben; des seid versichert.

Etats streichen oder Besoldungen zulegen müsst Ihr allein tun und an einen die Disposition davon geben, dass die ganze Welt weiss, dass es von Euch herkomme und nicht von anderen. [...] Arbeiten müsst Ihr so, wie ich beständigst getan, denn ein Regent, der mit Honneur in der Welt regieren will, muss seine Affären alle selber tun. Also sind die Regenten zur Arbeit erkoren und nicht zum flasken [schlaffen] faulen Weiberleben [...] Leider sind die meisten grossen Herren nicht [so], sondern gottlos, lassen ihren Ministern den Willen und okkupieren sich mit Mätressen und sardanapalischen Lüsten, aber ich habe das feste Vertrauen zu meinem lieben Successor, dass er darin meinem Exempel folgenwird und ein exemplares Leben führen und fleissig arbeiten, alsdann Gott ihn gewiss segnen wird. Eure Finanzen müsst Ihr selber und allein traktieren und das Kommando in der Armee selber und allein bestellen und diese zwei Hauptsachen allein disponieren. Dadurch werdet Ihr die Autorität in der Armee durch das Kommando und die Liebe deswegen, weil ihr den Knop auf den Beutel allein habt, von Euren Zivil- und Offizierbediente haben, und von der ganzen Welt respektieret und admirieret werden, dass Ihr ein so kluger und braver Regent seid. Dazu verhelfe Euch Gott der Allmächtige. Amen.

Mein lieber Successor muss seine Länder und Provinzen jährlich bereisen, wie ich getan habe; so wird er seine Regimenter und Armee, Offiziers,

Länder und Leute kennenlernen und wird selber sehen, dass in allen seinen Provinzen schöne Verbesserungen in den Domänen aller Provinzen [zu beobachten] sind und wohl jährlich 6 bis 800.000 Taler mehr jährliche Revenüen ohne Drückung der Untertanen zu schaffen sind. Durch gute Industrie und Ökonomie die Augmentation der Domänenrevenüen gewiss geschehen können, woferne mein lieber Successor Ambition hat und fleissig zu Gott betet und fleissig selber arbeitet, so wird es gewiss angehen, dazu verhelfe ihm der allmächtige Gott. Amen.

Was die Religion anlanget, so bin ich und werde mit Gottes Hilfe reformiert selig sterben. Indessen bin ich versichert, dass ein Lutherischer, der da gottselig wandelt, ebenso gut selig werde als die Reformierten und der Unterschied nur herrühre von Predigerzänkereien. Haltet derowegen Reformierte und Lutheraner in gleiche Würde, tut allen beiden Religionen gleich gut und macht keine difference [Unterschied]. Dafür wird Euch Gott segnen und werdet dadurch bei alle beide Liebe Euch erwerben. Wo es nötig ist und es fehle, bauet Kirchen und Schulen, dass Gottes heilige Wort unter Eure Regierung mehr und mehr ausgebreitet werde. Da wird Euch Gott segnen und Euer Haus wohl ergehen lassen. Tut den Armen Gutes, und lasst in Euren Landen keinen Armen Not leiden und helft, so viel als Ihr könnt; dafür wird Euch Gott 10.000fältig wiedergeben [...]

Mein lieber Successor muss die Prediger in beiden Religionen nicht lassen sich in weltliche Affären mischen, da sie sich gerne in weltliche Sachen mischen und müssen kurzgehalten werden, da die Herren Geistlichen gerne wie Päpste in unserem Glauben agieren wollen, denn beim Papsttum die Pfaffen alles zu sagen haben.

Was die katholische Religion anlanget, müsst Ihr sie tolerieren, soweit als der Westfälische Friede mit sich bringt und die wehlauischen Pacta mit der Republik Polen. Jesuwiter [Jesuiten] müsst Ihr in Euren Ländern nicht dulden, sie sind Teufels, die da capable [fähig] zu vielem Bösen und Schädlichen gegen Euch und gegen Land und Leute sind, also müsst Ihr sie nicht dulden, unter was für einem Pretext [Vorwand] sie sich auch wollten einnisten in Euren Ländern.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hat das rechte Flor und Aufnahme in unser Haus gebracht, mein Vater hat die Königliche Würde gebracht, ich habe

das Land und die Armee instand gebracht, an Euch, mein lieber Successor, ist, was Eure Vorfahren angefangen zu souttenieren [stützen] und Eure Pretensionen und Länder darbeischaffen, die unserem Hause von Gott und Rechts wegen zugehören. Betet zu Gott, und fanget niemahlen einen ungerechten Krieg an. Aber wozu Ihr recht habet, da lasst nicht ab, denn gerechte Sache wird Euch Gott gewiss segnen, aber in einer ungerechten Sache wird Euch Gott gewiss verlassen, des seid versichert.

FRIEDRICH DER GROSSE

Friedrich Wilhelm I.

Friedrich der Grosse, der in seiner Kindheit nicht wenig unter seinem Vater, dem Soldatenkönig, gelitten hatte, führte nach dessen Tod sein Werk weiter. Er darf wohl als einer der grössten Herrscher bezeichnet werden, die die Geschichte kennt. Als Staatsmann war er ein Genie, als Feldherr nicht minder. Der «Philosoph auf dem Preußenthron» war aber auch ein produktiver Schriftsteller, der unter anderem in französischer Sprache die Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg *(1775) verfasste. Aus diesem Geschichtswerk stammt folgende Charakterisierung seines Vaters Friedrich Wilhelm I.*

Friedrich. Wilhelm wurde zu Berlin am 15. August 1688 geboren. Er war der Sohn König Friedrichs I. von Preußen und Sophie Charlotens, einer Prinzessin von Hannover.

Seine Regierung begann unter den günstigen Vorzeichen des Friedens. Dieser wurde zwischen Frankreich, Spanien, England, Holland und der Mehrzahl der deutschen Fürsten in Utrecht geschlossen. Friedrich Wilhelm erlangte von Ludwig XIV. die Anerkennung seines Königtums und die Souveränität über das Fürstentum Neuchätel, wie auch die Bürgschaft für die Gebiete von Geldern und Kassel als Entschädigung für das Fürstentum Orange [Oranien], auf das er für sich und seine Nachkommen verzichtete; Frankreich und Spanien gestanden ihm gleichzeitig den Titel Majestät zu, den sie den Königen von Dänemark und Sardinien noch lange versagten.

Nach Eintritt des Friedens wandte sich die ganze Aufmerksamkeit des Königs auf die innere Verwaltung. Er arbeitete an der Wiederherstellung der Ordnung in Finanzwirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege und Heerwesen; denn diese Gebiete waren unter der vorangegangenen Regierung allesamt verwahrlost. Er hatte eine arbeitsame Seele in einem kraftvollen Körper; wohl niemals hat es einen Mann gegeben, der für die Behandlung von Einzelheiten so begabt gewesen wäre. Wenn er sich mit den kleinsten Dingen abgab, so tat er das in der Überzeugung, dass viel kleine Dinge das Grosse ergäben. Alles, was er im einzelnen tat, geschah immer im Hinblick auf das Gesamte seiner Politik; er strebte nach höchster Vervollkommnung der Teile, damit das Ganze vollkommen werde.

Er strich alle unnützen Ausgaben und verstopfte die Kanäle, durch die sein Vater die Mittel des öffentlichen Wohlstandes hatte abfliessen lassen, um sie in eitlem und überflüssigem Aufwand zu verschwenden. Der Hof spürte diese Änderung zuerst. Der König behielt nur eine Anzahl von Personen, die für die Wahrung der Würde notwendig oder dem Staat nützlich waren. Von den hundert Kammerherren seines Vaters behielt er nur zwölf; die übrigen wurden Offiziere oder Diplomaten. Er beschränkte seine eigenenAusgaben auf eine mässige Summe und sagte, ein Fürst müsse mit dem Gut und Blut seiner Untertanen sparsam umgehen. So gesehen, war er ein Philosoph auf dem Thron, wenn er auch nichts mit jenen Gelehrten gemein hatte, deren unfruchtbare Wissenschaft auf der Spekulation über abstrakte Gegenstände beruht, die sich unserer Erkenntnis offenbar entziehen. Er gab das Beispiel einer Sittenstrenge und Einfachheit, die den ersten Zeiten der römischen Republik würdig waren. Dem Prunk und den imposanten Äusserlichkeiten des Königtums war er feind. In seiner stoischen Tugend gönnte er sich nicht einmal die nächstliegenden Annehmlichkeiten des Lebens. Seine einfachen Sitten, seine grosse Genügsamkeit standen in vollständigem Gegensatz zu dem Hochmut und der Verschwendung Friedrichs I.

Bei seiner Reorganisation des Inneren schwebte Friedrich Wilhelm stets ein politisches Ziel vor: Er wollte sich durch ein mächtiges Heer bei seinen Nachbarn in Achtung setzen. Er war der Demütigungen satt, die bald die Schweden, bald die Russen seinem Vater zugefügt hatten, indem sie ungestraft seine Staaten durchquerten. Er wollte sein Volk wirksam gegen

die Unruhe seiner Nachbarn beschützen und sich zugleich in den Stand setzen, seine Anrechte auf die Erbfolge in Berg zu vertreten, die beim Tod des Kurfürsten von der Pfalz, des letzten Fürsten aus dem Hause Neuburg, frei werden musste.

Friedrich Wilhelms weise und massvolle Politik wandte sich gänzlich dem inneren Ausbau seiner Staaten zu. Er hatte sich eine anmutige Residenz in Potsdam geschaffen, das ursprünglich nur ein Fischerdörfchen war. Er machte daraus eine schöne, grosse Stadt. In ihr erblühten Künste jeder Art, von den alltäglichen bis zu denen, die dem raffinierten Luxus dienen. Leute aus Lüttich, die er durch seine Freigebigkeit angezogen hatte, errichteten dort eine Waffenfabrik, die nicht allein das preußische Heer, sondern auch die Truppen einiger nordischer Mächte versorgte. Bald wurden in Potsdam auch Samte so schön wie in Genua hergestellt. Alle Ausländer, die ein Gewerbe verstanden, wurden in Potsdam aufgenommen, angesiedelt und belohnt. Der König errichtete in der Stadt, deren Gründer er war, ein grosses Militärwaisenhaus, in dem alljährlich 2.500 Soldatenkinder Unterkunft finden und alle Berufsarten erlernen können, zu denen sie Anlage zeigen. Ebenso baute er eine Anstalt für Mädchen, die dort zu Arbeiten erzogen werden, wie sie ihrem Geschlecht ziemen. Durch diese mildtätigen Einrichtungen linderte er das Elend der Soldaten, die für eine Familie zu sorgen hatten, und verschaffte den Kindern eine gute Erziehung, die sie von ihren Vätern nicht erhalten konnten. Im selben Jahr vermehrte er das Kadettenkorps, das 300 junge Edelleute zum Waffendienst vorbildet. Einige alte Offiziere wachen über ihre Erziehung. Lehrer bringen ihnen Kenntnisse bei und unterweisen sie in den körperlichen Ubungen, mit denen Personen von Stande vertraut sein müssen.

Dem König lag das Wohl seiner Untertanen stets mehr am Herzen als sein persönlicher Ehrgeiz. So gründete er in Berlin die Charite nach dem Vorbild des Pariser Hötel Dieu und baute die Friedrichstadt, die durch ihren Umfang, die regelmässige Anlage ihrer schnurgerade gezogenen Strassen und die Schönheit ihrer Gebäude die Altstadt weit übertrifft.

Die Politik des Königs war stets untrennbar von seiner Gerechtigkeit. Er war weniger auf Mehrung seines Besitzes bedacht als auf dessen gute

Verwaltung; er war stets zu seiner Verteidigung gerüstet, aber niemals zum Unheil Europas. Das Nützliche zog er dem Angenehmen vor. Erbaute im Überfluss für seine Untertanen und wandte nicht die bescheidenste Summe an seine eigene Wohnung. Er war bedachtsam im Eingehen von Verbindlichkeiten, treu in seinen Versprechungen, streng von Sitten, streng auch gegen die Sitten der anderen. Unnachsichtig wachte er über die militärische Disziplin, und den Staat regierte er nach denselben Grundsätzen wie sein Heer. Von der Menschheit hatte er eine so hohe Meinung, dass er von seinen Untertanen den gleichen Stoizismus verlangte wie von sich selbst.

Friedrich Wilhelm hinterliess bei seinem Tod ein Heer von 66.000 Mann, das er durch seine sparsame Wirtschaft unterhielt, gesteigerte Staatseinkünfte, einen wohlgefüllten Staatsschatz und in all seinen Geschäften eine wunderbare Ordnung.

Wenn es wahr ist, dass wir den Schatten der Eiche, der uns erlabt, der Kraft der Eichel verdanken, die den Baum sprossen liess, so wird die ganze Welt darin übereinstimmen, dass in dem arbeitreichen Leben dieses Fürsten und in der Weisheit seines Wirkens die Urquellen des glücklichen Gedeihens zu suchen sind, dessen sich das königliche Haus nach seinem Tode erfreut hat.

FRIEDRICH DER GROSSE

Gerechte Ursachen zum Kriege

Niccolò Machiavelli (1469-1527) hatte mit seinem Werk Der Fürst *1513 (veröffentlicht 1532) eines der grundlegenden Bücher zur Staatskunst geschrieben. Seiner Zeit weit voraus, trennte Machiavelli erstmals moralisch-theologisches Denken von Politik. Er schuf ein Lehrwerk, das ohne Scheuklappen und «politisch korrekte» Rechtfertigungsmonologe schlicht pragmatisch sein wollte. – Als Kronprinz schrieb der spätere Friedrich der Grosse den* Antimachiavell *(1740), in dem er* forderte, *alle Tätigkeit der Fürsten solle Arbeit einzig und allein zum Wohle der Bürger ihres Volkes sein. In seiner Regierungszeit ernüchtert und gezwungen, Real- statt Idealpolitik zu machen, sollte der Alte Fritz jedoch viele von Machiavellis Ratschlägen in die Tat umsetzen.*

Die Welt wäre glücklich daran, bedürfte es keiner anderen Mittel als der Verhandlungen, um dafür zu sorgen, dass Recht Recht bleibe, und um den Frieden unter den Völkern immer wieder herzustellen. Es ist aber eine traurige Notwendigkeit, dass Fürsten sich einen letzten Weg offenhalten müssen, einen Weg, der viel grausamer, verhängnisvoller und hassenswerter ist. Es gibt Umstände, da muss Waffengewalt die Freiheit der Völker wider die Unterdrückung durch Unrecht schirmen. Fälle, da wir im Guten nichts ausrichten und der Unbilligkeit abtrotzen müssen, was sie uns weigert, Fälle, da die Fürsten, die geborenen Schiedsrichter der Völ-

kerzwiste, diese nicht anders zu schlichten wissen als im Messen ihrer Kräfte, indem sie ihre Sache dem Schlachtenlos anheimstellen. In solchen Fällen wird zur Wahrheit, was so gewagt klingt: Erst ein guter Sieg schafft und sichert einen guten Frieden.

Wir legen uns nunmehr die Frage vor, wann ein Herrscher einen Krieg verantworten kann, ohne sich über das vergossene Blut seiner Untertanen Vorwürfe machen zu müssen, wann es ohne zwingende Notwendigkeit und wann es aus Eitelkeit und Hoffart geschieht.

Von allen Kriegen die gerechtesten und unvermeidlichsten sind die Verteidigungskriege, sobald Feindseligkeiten ihrer Gegner die Fürsten zu wirksamen Gegenmassregeln wider ihre Angriffe zwingen und sie Gewalt mit Gewalt abwehren müssen. Dann liegt in der Stärke ihres Armes aller Schutz gegen die nachbarliche Begehrlichkeit und alle Bürgschaft für die Ruhe ihrer Untertanen in der Tapferkeit der Truppen. Genau wie der im Recht ist, der einen Dieb, den er beim Einbruch ertappt, aus dem Hause jagt, so ist es eine Tat im Namen des Rechtes, wenn ein Grosser oder ein König mit Waffengewalt einen Usurpator zwingt, aus seinen Staaten zu weichen.

Nicht weniger wohlbegründet als die genannten Kriege sind solche, mit denen ein Herrscher bestimmte Rechte oder bestimmte Ansprüche, die man ihm bestreiten will, behauptet. Über Könige gibt es keinen Gerichtshof, keine Obrigkeit hat über ihre Händel ein Urteil zu fällen, so muss denn das Schwert über ihre Rechte und die Stichhaltigkeit ihrer Beweismittel entscheiden. Das ist die Art, wie Fürsten ihren Rechtsstreit führen: mit den Waffen in der Hand. So dienen denn solche Kriege der Erhaltung des Rechtszustandes in der Welt und der Verhütung der Völkerknechtung: Das heiligt ihre Anwendung, ja macht sie unerlässlich.

Ebenso gibt es auch Angriffskriege, die ihre Rechtfertigung in sich tragen: Das sind die vorbeugenden Kriege, wie sie Fürsten wohlweislich dann unternehmen, wenn die Riesenmacht der grössten europäischen Staaten alle Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht. Man sieht ein Unwetter sich zusammenziehen, allein vermag man es nicht zu beschwören, da vereinigt man sich mit allen den Mächten, die gemeinsame Gefahr zu Schicksalsgefährten macht.

Klugheit empfiehlt immer die Wahl des kleineren Übels und ein Handeln, solange man seines Handelns Herr ist. Besser also, zum Angriffskrie-

Friedrich II. war ein strenger König – besonders gegen sich selbst. Hinter seinem «Genie», das seine Feinde so an ihm hassten, stand vor allem unermüdliche Arbeit, die er mit enormer Zähigkeit und eisernem Willen bis zum letzten Tag seines Lebens verrichtete.

ge schreiten, solange man noch zwischen Ölzweig und Lorbeer zu wählen hat, als bis zu dem Zeitpunkt warten, wo alles so verzweifelt steht, dass eine Kriegserklärung nur noch kurzen Aufschub der völligen Knechtung und des Unterganges bedeutet.

Auch ein Bundesverhältnis kann Fürsten in die Kriege ihrer Verbündeten hineinziehen, wenn sie diesen die vertragsmässig festgesetzten Hilfstruppen zuführen. Da Fürsten nun einmal nicht ohne Allianzen bestehen können, weil nur selten oder nie sich einer aus eigener Kraft zu halten vermag, so verpflichten sie sich zu gegenseitiger Hilfeleistung in der Not, zu wechselseitiger Stellung von Hilfstruppen in ganz bestimmter Zahl, eine Massnahme, die der Erhaltung ihrer Stellung wie ihrer Sicherheit gleichermassen dient.

So sind denn also alle Kriege, die, nach strenger Prüfung, der Abwehr eines Usurpators, der Aufrechterhaltung wohlverbriefter Rechte, der Sicherung der Freiheit der Welt, der Notwehr wider Bedrückung und Gewalttat durch die Ehrgeizigen dienen, in Übereinstimmung mit den Forderungen des Rechtes und der Billigkeit. Beginnt ein Landesherr einen Krieg dieser Art, so ist er unschuldig an dem vergossenen Blut: Er befand sich in der Zwangslage, handeln zu müssen, und unter solchen Umständen ist der Krieg ein geringeres Übel als der Friede.

Der Krieg ist ein solcher Abgrund des Jammers, sein Ausgang so wenig sicher und seine Folgen für ein Land so verheerend, dass es sich die Landesherren gar nicht genug überlegen können, ehe sie ihn auf sich nehmen. Ich rede gar nicht von all der Unbill und den Gewalttaten, die sie an ihren Nachbarn begehen: Ich beschränke mich nur auf das Unheil, das über ihre eigenen Untertanen hereinbricht.

Ich bin überzeugt, sähen die Könige einmal ein schonungsloses Bild von all dem Elend des Volkes, es griffe ihnen ans Herz. Doch ihre Einbildungskraft ist nicht lebendig genug, sich all die Leiden, die an sie in ihrer Stellung gar nicht herankommen, in ihrer wahren Gestalt vorzustellen. Kein Tyrann hat noch je solche Schrecknisse kalten Blutes zu begehen vermocht. Ein Fürst, der einen ungerechten Krieg anfängt, ist grausamer als ein Tyrann. Er bringt seiner ungebärdigen Leidenschaft das Leben, das Glück, die Gesundheit von Tausenden zum Opfer, die er beschützen und

glücklich machen müsste, anstatt sie so leichtherzig den bittersten Heimsuchungen preiszugeben, vor denen die Menschheit zu bangen hat. Genug, die Walter und Herren der Welt können nicht vorsichtig und umsichtig genug jeden ihrer Schritte bedenken, können nicht sparsam genug mit dem Leben der Ihren geizen; denn diese sind nicht ihre Hörigen, sie sollen ihresgleichen in ihnen sehen, in gewissem Sinne sogar ihre Gebieter.

JOACHIM FERNAU

Friedrich wird der Gtosse

Der Schriftsteller Joachim Fernau (1909-1988), gebürtiger Bromberger, erlebte als Soldat das Kriegsende und die Verdammung Preußens durch die Alliierten. Doch er hat weder seine Herkunft verleugnet noch fiel er nach dem Kriege in die Philippika gegen Preußen ein. Vielmehr versuchte er, Preußen und seine Geschichte in für ihn typischer, unkonventioneller Weise zu beleuchten. Strenge Unbestechlichkeit charakterisiert sein Urteil, und er stellt die Gegensätzlichkeit Friedrichs **II.** *zu anderen Fürsten und Monarchen seiner Zeit heraus: Fernau erkennt den Grossen König als einen Mythos und in der von ihm durchlebten Härte den Grund für die Grösse des Alten Fritz.*

Ihr Majestäten! Ihr Kaiser, Zaren und Könige, wie tragt ihr die hunderttausend Toten? Ich sehe euch nicht. Ich habe immer nur den einen, den einzigen gesehen, den schmächtigen, kleinen, leidenden König in der von Kugeln zerfetzten Uniform; dem eine Schnupftabaksdose in der Brusttasche das Leben rettete; dem zwei Pferde unter dem Leib weggeschossen wurden; der im Schnee schlief und seinen Platz am Feuer den Soldaten überliess; der euch Majestäten Lumpen nannte.

Er ist jetzt im Unglück, aber ganz Europa spricht nur von ihm, denkt nur an ihn. Er verkörpert etwas. Was verkörpert ihr? Er ist schon jetzt ein Mythos; was seid ihr?

Man mag die Kriege für schrecklich halten – auch die Preußen hielten sie für schrecklich –, man mag sich bekreuzigen – auch das Volk hat sich

bekreuzigt –, aber dieser Mensch und seine Kriege, gerade die Kriege, naben das Preußentum endgültig besiegelt. Nach dem Kriege war jeder dritte oder vierte Mann durch das Inferno der Schlachten an der Seite des Königs gegangen; sie prägten die ganze Bevölkerung endgültig. Ich wage zu sagen, dass erst jetzt der preußische Geist ganz da war. Wäre Preußen den Weg weiter gegangen wie unter dem Soldatenkönig, würde Preußen nicht Preußen geworden sein. Ohne dieses Fegefeuer der Kriege kein Preußentum. Jetzt ist es soweit, den König Friedrich den Grossen zu nennen.

JOHANN WILHELM LUDWIG GLEIM

Die Eröffnung des Feldzuges 1756

Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803) gründete mit seinen Freunden Johann Peter Uz und Johann Nikolaus Götz den anakreontischen Halleschen Dichterkreis, wurde 1740 Hauslehrer in Potsdam, dann Stabssekretär des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt in Berlin, mit dem zusammen er am Zweiten Schlesischen Krieg teilnahm. Als «*Vater Gleim*» *beliebt und verehrt, war er der führende Vertreter der deutschen Anakreontik, deren melodiöse Lieder und Gedichte den Wein und die Liebe besangen. Mit seinen Kriegsliedern erreichte Gleim echte Volkstümlichkeit. – Das Jahr 1756 brachte den Beginn des Siebenjährigen Krieges Friedrichs II. gegen die grosse Koalition: Österreich und Frankreich im Verbund mit Russland und Schweden gegen Preußen und Sachsen.*

Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Taten tun;
die Leier in der Hand,
wenn meine blut'gen Waffen ruh'n
und hangen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
mit seinen Helden an,

bei Pauken- und Trompetenklang,
im Lärm von Ross und Mann;

und streit', ein tapf'rer Grenadier,
von Friedrichs Mut erfüllt,
was acht' ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt?

Ein Held fall' ich; noch sterbend droht
mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Helden Tod,
der Tod fürs Vaterland!

Auch kömmt man aus der Welt davon,
geschwinder wie der Blitz;
und wer ihn stirbt, bekömmt zum Lohn
im Himmel hohen Sitz!

Wenn aber ich, als solch ein Held,
dir, Mars, nicht sterben soll,
nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!

So wird aus Friedrichs Grenadier,
dem Schutz, der Ruhm des Staats;
so lern' er deutscher Sprache Zier,
und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friederich,
nichts kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
der in die Sonne sieht!

- mares animos in Martia bella Versibus exacuo –

FRIEDRICH DER GROSSE

Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen

Bei dem Dorfe Leuthen westlich der schlesischen Hauptstadt Breslau kam es am 5. Dezember 1757 zur berühmtesten Schlacht des Siebenjährigen Krieges, in der Friedrich der Grosse durch Anwendung der schrägen Schlachtordnung die Österreicher besiegte. Durch staffelweises Vorgehen der preußischen Infanterie, die sich wie ein Keil in die feindlichen Reihen bohrte, wurden diese völlig aufgerollt und auseinandergesprengt. – Die Schlacht von Leuthen hat in der Geschichte der Kriegskunst hohen Ruhm erworben, und sie gilt als klassisches Modell *dafür, wie man auch einen zahlenmässig klar überlegenen Gegner schlagen kann. Legendär ist auch die hier wiedergegebene Ansprache des Königs an die Generale und Stabsoffiziere am Tag vor der Schlacht.*

Messieurs! Ich werde morgen auf den Feind losgehen und ihm ein Treffen liefern; da auf diese Schlacht alles für diese Kampagne ankommen und sie entscheiden wird, wer von Schlesien Herr sein soll, so habe ich Euch vor mich kommen lassen, um zu sagen, dass ich von einem jeden erwarte, dass er seine Schuldigkeit aufs Genaueste erfüllen und sein Äusserstes tun werde.

Ich verlange, dass ein jeder auf seinem Posten genau auf das Kommando merke und seinen Untergebenen mit unerschrockenem Mut und Tapferkeit vorgehe; kurz, dass ein jeder dem Feinde mit dem Vorsatze

Der *berühmte preußische Maler Adolph von Menzel wollte die Ängste und Hoffnungen der Ansprache Friedrichs II. bei Leuthen einfangen. Doch v. Menzel starb vor Vollendung seines Meisterwerkes, das dadurch Fragment bleiben musste.*

unter die Augen trete: entwe-der zu siegen oder zu sterben. Seid Ihr alle so gesinnt wie ich, so bin ich des Sieges gewiss.

Ich bin von der Stärke und Schwäche des Feindes unterrichtet und werde alle Korps so anführen, dass sie mit Vorteil fechten können; es wird dann nur auf Euch ankommen, mit entschlossenem Mut und alter preußischer Tapferkeit zu streiten.

Wer von Euch verzagt ist, Leben und Blut nicht aufopfern will, der trete heraus, ehe er andere verzagt macht! Er trete heraus! Er soll ohne Umstände und Vorwurf gleich auf der Stelle seinen Abschied haben!

FRIEDRICH NICOLAI

Anekdote aus dem Siebenjähriegen Krieg

Friedrich Nicolai (1733-1811) war ein produktiver und einflussreicher Schriftsteller, Verleger und Buchhändler in Berlin und gab unter anderem eine Sammlung von Anekdoten um Friedrich den Grossen heraus. – Das hier wiedergegebene Ereignis wird auch von v. Ranke in seiner Ansicht des Siebenjährigen Krieges *beschrieben.*

Danach sei der König selbst, der grosse Freigeist, von dem Ereignis so bewegt gewesen, dass er ausgerufen haben soll: «Mein Gott, welche Kraft hat die Religion!» Leopold v. Ranke kommentiert: «Er selbst teilte diese Überzeugungen nicht, aber er glaubte an eine Vorsehung und die Gerechtigkeit seiner Sache.»

Ich kannte einen jungen Edelmann, der im November 1757 in seinem fünfzehnten Jahre zur Armee des Königs in Sachsen als Fahnenjunker abging. Er kam kurz nach der Schlacht bei Rossbach an, und musste sogleich den beschwerlichen Marsch nach Schlesien mitmachen. Es ist leicht zu erachten, dass einem Jünglinge, der von der Schule kam, und noch wenig in der freien Luft gewesen war, eine solche Expedition mitten im Winter sehr hart vorgekommen sein müsse. Er gestand einige Jahre nachher, dass ihn damals sein freiwillig und aus wahrem patriotischem Mute gefasster Entschluss, sich dem Militär zu widmen, zuweilen beinahe gereuet hätte. In der Schlacht bei Leuthen war er unter den zehn Bataillonen der Avantgarde, welche bei Borna vier sächsische und zwei österreichische Kavalle-

rieregimenter über den Haufen warfen. Er gestand nachher: als es zur Attacke aus dem Walde heraus gegangen, habe er beinahe alle Besinnung dermassen verloren, dass er am ganzen Leibe zitterte, und mit aller Anstrengung kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber das erste Treffen den feindlichen linken Flügel jenseits Lobetinz angreifen sollte, kam der König gerade zu dem Bataillon geritten, bei dem er stand, hielt neben den Fahnen still und rief: «Nun, Kinder! Frisch heran, in Gottes Namen!» Dies wirkte auf den Jüngling wie ein elektrischer Funken. Alle Furcht war bei ihm weg, und alle Bewegungen und Gefahren des ganzen Tages ging er nun mit freudigem Mute durch, blieb auch bei allen Attacken unversehrt.

Als die Schlacht vorbei war und die Armee auf dem Schlachtfelde sich im Dunkeln in Ordnung stellte, schien die Natur dem fünfzehnjährigen Jünglinge einigen Tribut abfordern zu wollen. Er spürte jetzt erst, wie sehr ermüdet er war. Er legte sich mit seiner Fahne auf das kalte Erdreich. Ihn fror bitterlich. Er hatte seit frühem Morgen nicht gegessen, und ob er gleich etwas Kommissbrot hervorholte, so war doch nichts zu trinken da; und der arme Jüngling verging beinahe vor Durst und Frost. Nachdem er so eine Viertelstunde gelegen hatte und missmutig war, fing aus dem Fahnenzuge ein Soldat an, laut und langsam anzustimmen: Nun danket alle Gott! Die Feldmusik stimmte gleich ein, und in einer Minute sang die ganze Armee dieses Lied. Der Jüngling richtete sich von der Erde auf, sang aus Herzensgrunde mit, und ward, wie er versicherte, dadurch so gestärkt, dass, wenn er nun nochmals in die Schlacht hätte gehen sollen, er neuen Mut und Kräfte genug dazu gehabt haben würde.

Es lässt sich kaum etwas Feierlicheres und Rührenderes denken als dieser Gesang. Man denke an die Worte dieses Liedes. Man stelle sich dieses Danklied vor, langsam und im Dunkeln gesungen von mehr als zwanzigtausend männlichen Stimmen, von mehr als zwanzigtausend Männern, welche diesen ganzen Tag den Tod in so mancherlei Gestalten gesehen hatten und nun noch lebten. Man stelle sich Männer vor, die gestern noch über äusserst unglückliche Vorfälle, wodurch beinahe alle Hoffnung abgeschnitten wurde, niedergeschlagen waren; jetzt aber eben einen so grossen Sieg erfochten hatten, der die äusserste Erwartung jedes preußi-

schen Patrioten übertraf. Mit welcher Herzenserhebung mussten diese Männer folgende Worte singen:

Nun danket alle Gott!
Mit Herzen, Mund und Händen!
Der grosse Dinge tut,
an uns und allen Enden!

Ein solcher treuherziger Gesang des Dankes an die Gottheit ist erhabener als alle Schlachtgesänge des Altertums, die zum Blutvergiessen aufmunterten. Tyrtäus hat keinen Dankgesang nach der Schlacht. Man stelle sich lebhaft vor, mit welchen Empfindungen Männer, welche die Mühseligkeiten des Krieges in so überschwenglichem Masse gefühlt hatten, in dieser feierlichen Stunde folgende Worte singen mussten:

Der ewig gute Gott
woll' uns, so lang' wir leben,
ein immer fröhlich Herz

EWALD VON KLEIST

Ode an die preußische Armee

Ewald von Kleist (1715-1759), pommerscher Gutsbesitzersohn, diente ab 1740 als preußischer Offizier im Heer Friedrichs des Grossen. In der Garnison Potsdam machte er Bekanntschaft mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim, in Berlin mit Friedrich Nicolai. Er nahm am Zweiten Schlesischen Krieg (1744/45) teil; 1758 kämpfte er auf dem österreichischen, 1759 auf dem französischen, dann dem russischen Kriegsschauplatz. Erstarb an den Folgen einer Verwundung in der Schlacht von Kunersdorf (12. August 1759). Zu seinen preußisch-patriotischen Gedichten gehört die «Ode an die preußische Armee», die 1757 entstand.

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
in Legionen Feinde dringt,
um das der frohe Sieg die güld'nen Flügel schwingt,
O Heer! bereit zum Siegen oder Sterben.

Sieh'! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
den Erdkreis beben macht,
zieh'n gegen dich und droh'n mit Qual und ew'ger Nacht;
das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Scharen
aus West und Süd heraus,
und Nordens Höhlen spei'n so wie des Osts Barbaren
und Ungeheu'r, dich zu verschlingen, aus.

Verdopple deinen Mut! Der Feinde wilde Fluten
hemmt Friedrich und dein starker Arm;
und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm.
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seme Rücken bluten.

Die Nachwelt wird auf dich, als auf ein Muster sehen;
die künftgen Helden ehren dich, zieh'n dich
den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen.

Nur schone wie bisher im Lauf von grossen Taten
den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Not, wenn du von Not entfernet bist!
Das Rauben überlass den Feigen und Kroaten.

Ich seh', ich sehe schon – freut euch, o Preußens Freunde! –
die Tage deines Ruhms sich nah'n.
In Ungewittern zieh'n die Wilden stolz heran.
Doch Friedrich winket dir, wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach und drückst in schweren Eisen
den Tod tief ihren Schädeln ein
und kehrst voll Ruhm zurück, die deinen zu erfreu n,
die jauchzend dich empfangen und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch – vergönn' es mir, O Himmel! –,
einher vor wenig Helden zieh'n.
Ich seh' dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehen,
und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

JOHANN PETER UZ

Auf den Tod des Majors von Kleist

Johann Peter Uz (1720-1796), Direktor des Landgerichts Nürnberg und Wirklicher Geheimer Justizrat, war mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim befreundet und wie dieser ein Anhänger des Athener Dichters Anakreon (gest. um 500 v. 0), dessen Gedichte Liebe und Wein besingen. Er schrieb aber auch ernste Oden und Lehrdichtungen. – Das hier ausgewählte Gedicht aufden Tod Ewald von Kleists beklagt neben diesem auch den Tod anderer verewigter Helden des Siebenjährigen Krieges: Curt Christoph Graf von Schwerin, Generalfeldmarschall und Berater Friedrichs des Grossen im Ersten Schlesischen Krieg, Sieger von Mollwitz, gefallen bei Prag am 6. Mai 1757; Jakob Keith zeichnete sich als Feldmarschall u.a. bei Rossbach aus, war mit Friedrich II. befreundet, gefallen Hochkirch am 14. Oktober 1758; Hans Karl von Winterfeldt, General, Vertrauter und Generaladjutant Friedrichs des Grossen, gefallen bei Görlitz am 8. September 1757.

Auch Kleist ist hin – lasst weit herum erschallen,
ihr Musen, um den Oderstrand:
Ein Edler ist im Streit gefallen,
im Streit fürs Vaterland.

Sein Heldenblut floss auf die güld'ne Leyer,
die sonst in seiner Hand erklang,
in die mit kriegerischem Feuer
er nur von Tugend sang.

Kleist ist nicht mehr – lasst weit herum erschallen,
ihr Musen, durch die bange Welt:
Der Musen Liebling ist gefallen,
ein Menschenfreund und Held.

Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren,
stumm über seiner Urne weint,
rührt auch die Feinde: Selbst Barbaren
beklagen einen Feind.

Doch ewig Lob erwartet grosse Seelen,
die, nur für wahren Ruhm entbrannt,
den schönen Tod der Helden wählen,
den Tod fürs Vaterland.

Sie flieh'n empor, und werden aufgenommen
in Hütten der Glückseligkeit,
wo Gustav Adolf hingekommen,
das Wunder jeder Zeit.

Dort ist auch Kleist: Hoch über unser'm Grame
und über Sternen geht der Held
und Graf Schwerin (ein grosser Name!)
mit Keith und Winterfeldt.

Auf Friedrich seh'n die Helden Friedrichs nieder
bewundernd mit besorgtem Blick,
und fleh'n für ihn und ihre Brüder
um Leben und um Glück.

Sie fleh'n zu Gott um Frieden für die Erde,
damit in Ketten ew'ger Nacht
die Furie gefesselt werde,
die Deutschland wüste macht;

Und, bis ihr einst der, dem die Himmel dienen,
der Gott des Donners, widersteht,
noch unter brennenden Ruinen
und über Leichen geht.

FRIEDRICH VON SALLET

Ziethen

Friedrich von Sallet (18121843) wird als Lyriker und Erzähler der Spätromantik zugerechnet. Er war Offizier wie schon sein Vater und studierte Philosophie und Geschichte. Er stellte ein neues Sittlichkeitssystem auf das die menschliche Gottwerdung zum Ziel hatte, aber von der Kirche als «heidnisch» verworfen wurde. – Das folgende humoristische Gedicht behandelt eine Anekdote über Hans Joachim v. Ziethen (16991786), den im Volk beliebten Reitergeneral, der die preußische Reiterei reorganisierte. Berühmt wurde er im Zweiten Schlesischen Krieg (1744/45) durch den Ritt mit seinem Regiment durch die österreichische Stellung in Oberschlesien. Im Siebenjährigen Krieg (1756-1763) hatte er entscheidenden Anteil an den Siegen bei Leuthen, Liegnitz und Torgau.

*D*er grosse König wollte gern' seh'n,
was seine Gen'rale wüssten;
da liess er an alle Briefe ergeh'n,
dass sie gleich ihm schreiben müssten,
was jeder von ihnen zu tun gedenkt,
wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

Der Vater Ziethen, der alte Husar,
besah verwundert den Zettel.
«Der König hält mich zum Narren wohl gar
(so flucht er), was soll mir der Bettel?

Husar, das bin ich, Potz Element!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student.»

Da macht' er auf einen Bogen Papier
einen grossen Klecks in der Mitten,
rechts, oben, links, unten, dann Linien vier,
die all' in dem Kleckse sich schnitten,
und jede endete auch in 'nem Klecks.
So schickt er den Bogen dem alten Rex.

Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
fragt bei der Revue dann den Alten:
«Zum Schwernot, Ziethen, ist er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?»
Den Bart streicht sich Ziethen: «Das ist bald erklärt,
wenn Euer Majestät mir Gehör gewährt.»

«Der grosse Klecks in der Mitte bin ich,
der Feind – einer dort von den vieren,
der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
von rechts oder links auch marschieren.
Dann rück' ich auf einem der Striche vor
und hau' ihm, wo ich ihn treffe, auf's Ohr.»

Da hat der König laut gelacht
und bei sich selber gemeinet:
«Der Ziethen ist klüger, wie ich es gedacht,
sein Geschmier sagt mehr, als es scheinet.
Das ist mir der beste Reitersmann,
der den Feind schlägt, wo er auch rücke an.»

THEODOR FONTÄNE

Seydlitz

Fontane behandelt diesmal den preußischen General Friedrich Wilhelm von Seydlitz (17211773), der im Siebenjährigen Krieg (1756-1763) durch einen verblüffend schnellen und massierten Kavallerieangriff den preußischen Sieg bei Rossbach entschied und die entscheidende Wende bei Zorndorfherbeiführte.

Seydlitz I

Herr Seydlitz auf dem Falben
an die Front heran.
Sein Aug' ist allenthalben,
er mustert Ross und Mann,
er reitet auf und nieder
und blickt so lustig drein,
da wissen' s alle Glieder:
Heut wird ein Tanzen sein.

Noch weit sind die Franzosen;
doch Seydlitz will zu Ball,
die gelben Lederhosen,
sie sitzen drum so prall;
schwarz glänzen Hut und Krempe,
im Sonnenschein zumal,
und gar die blanke Plempe
blitzt selbst wie Sonnenstrahl.

Sie brechen auf von Halle,
die Tänzer allbereit,
bis Gotha hin zu Balle
ist freilich etwas weit,
doch Seydlitz, vorwärts trabend,
spricht: «Kinder, wohlgemut!
Ich denk', ein lust'ger Abend
macht alles wieder gut.»

Die Nacht ist eingebrochen;
zu Gotha auf dem Schloss,
welch Tanzen da und Kochen
in Saal und Erdgeschoss,
die Tafel trägt das Beste
an Wein und Wild und Fisch –
da, ungebet'ne Gäste
führt Seydlitz an den Tisch.

Die Witz- und Wortspiel-Jäger
sind fort mit einem Satz,
die Schwert- und Stulpen-Träger,
sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seydlitz bricht dem Zechen
den Flaschen all den Hals,
man weiss, das Hälsebrechen
verstund er allenfalls.

Getrunken und gegessen
hat jeder, was ihm scheint,
dann heisst es: «Aufgesessen
und wieder nach dem Feind!»
Der möchte sich verschnaufen
und hält bei Rossbach an,
doch nur, um fortzulaufen
mit neuen Kräften dann. –

Das waren Seydlitz' Spässe,
bei Zorndorf galt es Zorn,
als ob's im Namen sässe,
nahm man sich da aufs Korn;
das slawische Gelichter –

Herr Seydlitz hoffte traun,
noch menschliche Gesichter
aus ihnen zuzuhau'n.

Des Krieges Blutvergeuden,
die Fürsten kriegten's satt;
nur Seydlitz wenig Freuden
an ihrem Frieden hat.
Oft jagt er drum vom Morgen
bis in die Nacht hinein,
es können dann die Sorgen
so schnell nicht hinterdrein.

Er kam nicht hoch zu Jahren,
früh trat herein der Tod:
Könnt' er zu Rosse fahren,
da hätt's noch keine Not;
doch auf dem Lager balde
hat ihn der Tod besiegt,
der draussen auf der Halde
noch lange ihn nicht gekriegt.

Seydlitz II

In Ohlau der Bürgermeister der Stadt
eine weisse Zippelmütze hat:
Gegenüber im Kommandantenhaus
sieht Seydlitz morgens zum Fenster hinaus.

Und jeden Morgen, unentwegt,
sich auch Zippelmütz' ins Fenster legt,
und wenn der Seydlitz drüben schmaucht,
auch Zippelmütze sein Pfeifchen raucht,
und wenn der Seydlitz zum Räuspern ruckt,
hat Zippelmütze schon ausgespuckt.

Das ärgert den Seydlitz. «Philistergesicht.
Affront dazu; das lieb' ich nicht.»
Und er nimmt Pistolen links von der Wand,
zielt hinüber mit sich'rer Hand,
zielt und schiesst auf dreissig Schritt,
eine zweite Kugel und nun eine dritt',
es spritzt der Kalk; – der drüben heiter
zieht seine Mütze, raucht aber weiter,
und Seydlitz lacht: «Verfluchte Visage.
Aber der Kerl hat Courage.»

Das war im Frieden. Nun steht die Schlacht:
Seydlitz wartet, und Seydlitz wacht,
an strahlt ihn der Ruhm, er steigt zu Pferde,
hundert Schwadronen, es donnert die Erde;
gestern in Ohlau im Fenster liegen,
heute bei Zorndorf siegen, siegen. –
Wie kam der Wandel! Fragt nicht, wie.
Klein im Kleinen, im Grossen Genie.

Seydlitz III

In Büchern und auf Bänken,
da war er nicht zu Haus,
ein Pferd im Stall zu tränken,
das sah schon besser aus;
an schnallt' er die silbernen Sporen,
blaustählern war der Dorn –
zu Calcar war er geboren,
und Calcar, das ist Sporn.

Es sausen die Windmühlflügel,
es klappern Leiter und Steg,
da, mit verhängtem Zügel,
geht's unter dem Flügel weg,
und bückend sich vom Pferde,
'nen vollen Büschel Korn
ausreisst er aus der Erde –
hei, Calcar, das ist Sporn.

Sie reiten über die Brücken,
und Friedrich scherzt: «Je nun,
hie Feind in Front und Rücken,
Seydlitz, was würd' Er tun?»
Der, über die Brückenwandung,
spornt er halblinks nach vorn,
der Strom schäumt auf die Brandung –
ja, Calcar, das ist Sporn.

Und and're Zeiten wieder;
O kurzes Heldentum,
zu Tode liegt er darnieder
und lächelt: «Was ist Ruhm?
Ich höre nun allerwegen
eines stärkeren Reiters Horn,
aber auch ihm entgegen –
denn Calcar, das ist Sporn.»

WILLIBALD ALEXIS

Fridericus Rex

Willibald Alexis (1798-1871), eigentlich Georg Wilhelm Heinrich Häring, nahm 1815 als Primaner am Feldzug der «Heiligen Allianz» zwischen Preußen, Österreich und Russland gegen Frankreich teil, absolvierte danach ein Studium der Rechte und eine Zeit als Referendar, die er 1824 zugunsten seiner Tätigkeit als freier Schriftsteller aufgab. Er wurde zum Begründer dies grossen historischen Romans, der nicht Einzelpersonen oder grosse Ereignisse in den Mittelpunkt stellt, sondern das Leben eines Geschlechts, meist vor dem Hintergrund seiner märkischen Heimat und der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Sein berühmtestes Werk, Die Hosen des Herrn von Bredow *(1846), behandelt den brandenburgischen Kurfürsten Joachim I. (1484-1535). – Das folgende Gedicht entstammt dem seinerzeit ebenfalls sehr populären vaterländischen Roman* Cabanis *(1860).*

Fridericus Rex, unser König und Herr,

rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
zweihundert Bataillons und an dte tausend Schwadronen,
und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

«Jhr verfluchten Kerls», sprach seine Majestät,
«dass jeder in der Bataille seinen Mann mir steht,
sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glaz
und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kais'rin hat sich mit dem Franzosen alliiert,
und das römische Reich gegen mich revoltiert,
die Russen sein gefallen in Preußen ein,
auf lasst uns sie zeigen, dass wir brave Landskinder sein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
und der Generalmajor von Ziethen sind allesamt bereit!
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,
wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt.»

«Nun adieu, Luise, wisch ab das Gesicht,
eine jede Kugel die trifft ja nicht,
denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
die Kanonenkugel ein weit grösseres noch;
die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
und manche Kugel geht manchem vorbei.

Uns're Artillerie hat ein vortrefflich Kaliber,
und von den Preußen geht keiner nicht zum Feinde nicht über,
die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld,
wer weiss, ob der Öst'reicher besseres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
wir kriegen's alle Woche bei Heller und Pfennig.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Sackerment,
wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktament.

Fridericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
ach hätt'st Du nur öfters zu plündern permittiert,
Fridericus Rex, mein König und Held,
wir schlügen den Teufel für Dich aus der Welt.»

THEODOR FONTANE

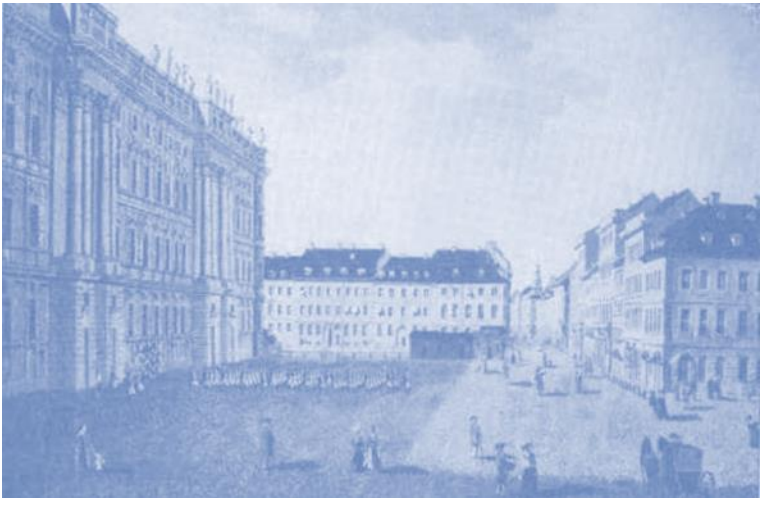
Erstes Bataillon Garde

Fontane hat mit seinem Gedicht den Soldaten des Ersten Bataillon Garde (1780) ein literarisches Denkmal gesetzt. Genauer handelt es sich dabei um das Erste Bataillon des Garderegiments zu Fuss in Potsdam, dessen Chef der König selbst war.

Fontane zeigt die harte Ausbildung, die Derbheit der Soldatengespräche und die noch heute zu beobachtende Berliner Mentalität genauso wie die tiefe Liebe der Soldaten jener Eliteeinheit zu ihrem König,für den sie alles getan hätten.

Erstes Bataillon Garde. Parad' oder Schlacht
ihm wenig «Differenzen» macht,
ob in Potsdam sie trommelnd auf Wache zieh'n,
ob sie stehen und fallen bei Kolin,
ob Patronenverknattern, ob Kugelpfiff,
immer derselbe feste Griff,
dieselbe Ruh. Jede Miene drückt aus:
«Ich gehör' zur Familie, bin mit vom Haus.»

Ihrer viere sitzen im Knapphans-Zelt,
eine Kottbusser hat sich jeder bestellt,
einen Kornus dazu; das Bier ist frisch,
ein Berliner setzt sich mit an den Tisch,
ein Berliner Budiker – da währt's nicht lange,
Plappermühl ist im besten Gange.
«Wahrhaftig, ihr habt die schönste Montur,



Mitten in Berlin, auf dem Schlossplatz, findet die Wachparade statt. Friedrich IL bevorzugte allerdings dieRuhe Sanssoucis in Potsdam. – Soldaten waren jedoch in beiden Städten ein alltäglicher Anblick.

Litzen, Paspel, Silberschnur,
Blechmützen wie Gold, gut Traktement,
und der König jeden von euch kennt.
Erstes Bataillon Garde, Prachtkerle vor all'n,
solch Götterleben sollt mir gefall'n.»

Drei schweigen. Endlich der vierte spricht:
«Nee, Freund Berliner! So is' es nicht.
Eine prop're Montur, was soll uns die geben?
Unser Götter- is' bloss ein Jammerleben.
Potsdam, o du verfluchtes Loch,
führst du doch heut' in die Hölle noch,
und nähmst ihn mit mitsamt seinen Hunden,
da wär auch dergleich mit abgefunden,
ich mein' den da oben – uns läg' nichts dran,
is' doch bloss ein Quälgeist und Tyrann,
schont nicht Fremde, nicht Landeskinder,
immer derselbe Menschenschinder,
immer dieselbe verfluchte Ravage –
Potsdam, o du grosse Blamage!»

Das war dem Berliner nach seinem Sinn,
er lächelte pfiffig vor sich hin:
«Ich sag' das schon lange. Was hat er denn gross?
Grosse Fenstern hat er, sonst is' nich' viel los.
Und reden kann er. Na, das kann jeder,
hier aber, er zieht nicht gerne vom Leder.»

Da lachten all vier, und der eine spricht: «
Ne, Freund Budiker, so geht es nicht.
Zuhören kannst du, wenn wir mal fluchen,
aber du darfst es nicht selber versuchen,
wir dürfen frech sein und schimpfen und schwören,
weil wir selber mit zugehören,
wir dürfen reden von Menschenschinder,
dafür sind wir seine Kinder;
Potsdam, o du verfluchtes Loch,
aber er, er ist unser König doch,
unser grosser König. Gott soll mich verderben,
wollt' ich nicht gleich für Fritzen sterben.»

HANS-JOACHIM SCHOEPS

Das preußische Landrecht

Foto: Ullstein

Hans-Joachim Schoeps (1909-1980) emigrierte 1938 nach Schweden, kehrte 1946 nach Deutschland zurück und lehrte Religions- und Geistesgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg. In zahlreichen Veröffentlichungen formte er ein objektives, nur der geschichtlichen Wahrheit verpflichtetes Bild Preußens. – So zeigt auch sein Text über das preußische Landrecht das hohe Ethos preußischer Gerechtigkeit, bei der für Despotie und Willkür kein Platz war.

Das von Friedrich dem Grossen angeordnete und vom Geheimen Oberjustizrat C.G. Svarez (1746-1798) aus Schlesien unter der Ägide des Grosskanzlers von Carmer vorbereitete *Allgemeine Preußische Landrecht* von 1794 drückt die allgemeinen Prinzipien des Rechtsstaates in der Einleitung so aus: «Die Gesetze binden alle Mitglieder des Staates ohne Unterschied des Standes, Ranges oder Geschlechtes. Jeder Einwohner des Staates ist Schutz für seine Person und sein Vermögen zu fordern berechtigt» (§ 76). Mit diesen Sätzen ist die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz entschieden worden, wodurch erst unser moderner Begriff des Staatsbürgers möglich wurde. Obwohl das Landrecht in weiten Strecken – etwa den die Ständegesellschaft betreffenden Teilen – rasch antiquiert wurde, ist es doch die klassische Rechtsschöpfung Preußens geworden. Den Bürgern wurden natürliche, grundsätzlich unentziehbare Rechte zuerkannt. Der

Grundrechtskatalog der Einleitung bedeutete ein Novum: eine konstitutionelle Gesetzgebung. Das Landrecht ist fast gleichzeitig mit der Annahme der amerikanischen Verfassung unter George Washington im Jahre 1787 verkündet worden und stellt somit den preußisch-deutschen Beitrag zur *Declaration des Droits des Hommes [Verkündung der Menschenrechte]* dar.

Damit waren aber auch die aus der Zeit des unbeschränkten Absolutismus überkommenen königlichen Machtansprüche ausdrücklich verboten worden. Das Allgemeine Preußische Landrecht als Staatsgrundgesetz regelte so noch vor der französischen Revolution auch Stellung und Rechte des Königs; Rechtsstreitigkeiten zwischen König und Untertanen wurden an die ordentlichen Gerichte verwiesen. Das Wort, das nach der Legende der Müller von Sanssouci zu seinem Monarchen gesprochen haben soll: «Sire, es gibt noch ein Kammergericht in Preußen», entsprach der Rechtslage.

Für die Unabhängigkeit der preußischen Gerichte selbst gegenüber der Person des Monarchen findet man erstaunliche Beispiele bis in die späteste Zeit der Monarchie. So gibt es die Akten eines höchst seltsamen Prozesses, der die Gerichte in Elbing und Marienwerder in den Jahren 1912/13 beschäftigt hat. Wilhelm II. war von seinem Domänenpächter in Cadinen verklagt worden, weil ihn der Kaiser unter beleidigenden Bemerkungen öffentlich in seiner Berufsehre gekränkt hatte, nur um ihn aus dem Pachtverhältnis vorzeitig entlassen zu können. Der Kaiser überklagte den Prozess, der durch drei Instanzen ging bis zum Reichsgericht in Leipzig, und das Urteil lautete in Elbing, Marienwerder, Leipzig immer wieder gleich, der Kaiser habe gegen Treu und Glauben verstossen, und die von ihm ausgesprochene kurzfristige Kündigung des Pächters sei ungültig. Das war im Jahre 1913. So unabhängig waren damals die Gerichte. Der Kaiser besann sich übrigens am Ende darauf, dass er der König von Preußen sei, und zahlte dem von ihm beleidigten Manne freiwillig ein hohes Schmerzensgeld. Das strenge rechtsstaatliche Denken ist es, das heute vielen Menschen vor Augen steht, wenn sie sich an Preußen erinnern. Es drückt sich etwa in dem Selbstbekenntnis Ludwig von Gerlachs aus, der an seinem Lebensabend auf seine Laufbahn als hoher preußischer Richter so zurücksieht: «Der Rechtsprechung ist mein ganzes Leben gewidmet gewesen. Es ist für mich eine heilige Pflicht, jedes gute Recht, es stehe der

einen oder anderen Religion, dem einen oder anderen Menschen, der einen oder anderen Partei zu, jedes gute Recht zur Geltung zu bringen, soweit ich kann. Ich verletze mein Gewissen, wenn ich es nicht tue. Ich kann fehlen und fehle oft, aber der Wille muss immer da sein, sonst bin ich nicht wert, dass ich in meinem Amte bleibe.» Der bürgerlich-rechtliche Teil des Allgemeinen Landrechtes blieb in Preußen bis 1900 in Kraft.

CHRISTIAN FRIEDRICH SCHERENBERG

Die Exekution

Christian Friedrich Scherenberg (1798-1881) war wie auch Fontane Mitglied der Berliner Dichtergesellschaft .Tunnel über der Spree». Ab 1855 war er Bibliothekar im Kriegsministerium. Als patriotischer Lyriker schuf er realistische, breitangelegte Schlachtenschilderungen, durch die er sich bei seinen Zeitgenossen grosse Popularität erwarb. –

Das hier wiedergegebene Gedicht zeigt nicht nur die harte Bestrafung, die vorschriftsmässig auf das weitverbreitete Übel der Desertation stand, sondern auch den überragenden Gerechtigkeitssinn und die Weitherzigkeit Friedrichs des Grossen, der Gesetze und Vorschriften stets nach ihrem Geist und nicht nach ihrem Wortlaut anwendete.

Wer da wiederbringt den Deserteur,
dreissig preuß'sche Taler sein Douceur!»
Vorgetrommelt ward's der Kompanei –
pfeifend in die Trommelmelodei
aber macht ein jeder Kam'rad sich
seinen Text noch zu absonderlich,
als da lautet: «Dreissig Schweden mir,
aber sechsmal Gassenlaufen dir –
i so lauf, so weit der Himmel blau!
In der Nacht sind alle Katzen grau!»
Und alle melden, die da kommandiert:
«Der Deserteur, Herr Hauptmann, ist chappiert.»
Nur einer spricht: «Ich bring' den Deserteur!»

Und bringet seinen eig'nen Bruder her.
«Schwer Geld!» spricht der Kap'tän beim Dreissigzählen,
und jener spricht: «Herr Hauptmann, zu befehlen.»
Der Bruder durch die heisse Gasse läuft,
dass ihm der blut'ge Schweiss vom Leibe träuft,
und als er durchgelaufen dreimal schon,
da tritt sein Bruder in die Ex'kution.
«Herr Hauptmann», spricht er, «halten's mir zu Gnad',
spricht ungefragt ein Wort mal ein Soldat.
Ihr wolltet mich die ander'n dreimal Gassen
in Gnaden für den Bruder laufen lassen.» –
«Packt's, Kerl, dich an deiner armen Seelen?»
Und jener spricht: «Herr Hauptmann, zu befehlen!
Herzvater schrieb ein Schreiben an uns beid',
klein war der Brief, doch gross das Herzeleid:
‚Verschuldet ist durch Krankheit, Not und Gram
um ganzer dreissig Taler mir mein Kram;
mein Gläubiger dränget mich aus Hof und Haus,
zahl' ich nicht stracks ihm seinen Glauben aus.
Ich kann's doch nun und nimmermehr erwerben
und muss an dreissig Talern ganz verderben.'
Da dachten wir in unser's Herzens Drang:
‚Es ist doch unser Vater lebelang',
und dachten auch: ‚Ein graues Leid ist hart,
und Herz nicht haben, kein' Soldatenart.'
Davon noch laufen soll der alte Mann!
Viel lieber laufe, wer noch laufen kann.
Soll einer laufen – nun, so laufen wir;
wir losen, Bruder, drum – dir oder mir –
und machten Lose nach Soldatenbrauch,
zwei Stück, ein weisses und ein schwarzes auch:
weiss, der für seinen Vater lässt sein Blut,
schwarz, der Verräter ist um schnödes Gut.
Und nun, Herr Hauptmann, halten's mir zu Gnaden!
Wie es nun weiter kam, das zu erraten
ist keine Hexerei – doch, wie's mir flog
hier unter'm Knopf, als ich den Judas zog,
das soll, mit Permission vor Euer Gnaden,
kein Hundsfott weiter wohl erraten.
Wie Gott will, dacht' ich, fasst' mein Herze fest,
dass es mich nicht in schwerer Not verlässt;

nun bricht's mir doch in tausend Stücke hin,
dieweilen ich sein lieber Bruder bin.»
Der Hauptmann sprach: «Mein Sohn, der Deserteur
kriegt sechsmal – und du das Douceur.
Wie die Artikel lauten, so geschieht's,
und daran ändert auch kein Teufel nichts;
doch hat's damit nicht allzu grosse Eile.
Gemeldet werd' der Casus mittlerweile
ins Hauptquartier an seine Majestät,
dieweil da Gnade gern vor Recht ergeht.»
Und Seine Majestäten resolvieren:
«Excutiones weiter nicht zu ex'kutieren;
wer für den Vater also macht die Gassen,
wird's auch fürs Vaterland nicht unterlassen.
Und da ein gut Exempel förderlich,
seind Korporals sie beide – Friederich.»

EMANUEL GEIBEL

Sanssouci

Emanuel Geibel (1815-1884) studierte Sprachen und Literatur, hielt sich 1838 und 1839 in Griechenland auf und gab 1840 seinen ersten Gedichtband heraus, der ihn zu einem Lieblingssänger der Deutschen machte. Zusammen mit Felix Dahn, Paul Heyse, Joseph Viktor v. Scheffel und anderen war er Mitglied des Münchener Dichterkreise am bayerischen Königshof. Seine Wort- und Verskunst gilt als ein Höhepunkt deutscher Sprachausbildung. Sein Werk ist teilweise bereits zu Volksgut geworden («Der Mai ist gekommen»). – Das Gedicht vom Alten Fritz in Sanssouci ist eine exakte Thematisierung des Verhältnisses Friedrichs des Grossen zur deutschen Literatur.

Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Rasen;

sieh', wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen,
die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoss;
sieh' hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
die Laubengänge sieh', so regelrecht geschnitten,
als wären's Verse Boileaus.

Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
lass uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
das schmucklos heit're Schloss mit breiten Fensternischen,
darin des Abends Feuer glüh'n.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
entzündet sich's; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworr'ne Zeichen.
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Rossbach oder Leuthen,
an Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie sie so rot geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
indess die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
der Grenadiere Viereck brach.

Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
ein Friedensgruss, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
der Schalk, gezüchtigt werden soll?

Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
da er im Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Ärgernis;
des treuen Freundes Geist will er heraufbeschwören,
dem – ach, um ihn – das Blei aus sieben Feuerröhren
die kühne Jünglingsbrust zerriss.

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer voller'n,
den immer kühner'n Flug des Aars von Hohenzollern,
der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche? –
O nein, das alles ist es nicht.

Er murrt: «O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
dem nie der Muse Bild erschien auf gold'ner Wolke;
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weissen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? – Erschein', erschein', O Morgen,
der uns den Götterliebling bringt!»

Er spricht's und ahnet nicht, dass jene Morgenröte
den Horizont schon küsst, dass schon der junge Goethe
mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
er, der das scheue Kind, noch rot von süssem Schrecken,
die deutsche Poesie, aus welschen Taxushecken
zum freien Dichterwalde führt.

FRIEDRICH DER GROSSE

Die deutsche Literatur

Der frankophile Alte Fritz hatte sich schon früh über das deutsche Schriftschaffen ein scharfes, ablehnendes Urteil gebildet. Seine auf Französisch abgefasste Schrift Über die deutsche Literatur *(1780) zeugt von Unverständnis frr alles nichtfranzösische literarische Empfinden. Zwar hatte der König sowohl Gottsched wie Gleim mehrmals empfangen. Doch erkannte er die Grösse eines Goethe nicht, der mit dem Sturm und Drang-Drama* Götz von Berlichingen *(1771/1773) den Abscheu des Königs erregte; auch Klopstock und* Lessing *sagten ihm nichts. Stattdessen bevorzugte der Alte Fritz die wortgewandte Seichtheit seines Freundes Voltaire. – Wenngleich Friedrich II. keinen Sinn für die deutsche Schriftsprache hatte, zeigt sich doch in seinem Essay ein strebendes Bemühen um die Weiterentwicklung der deutschen Literatur. Es muss allerdings beachtet werden, dass der König nur noch die Anfänge jener Entwicklung mitbekam, die der deutschen Sprache weltweite Bewunderung sichern sollte. So erschien nur ein Jahr vor seiner Schrift Goethes Prosafassung der* Iphigenie *(1779), deren wenig später folgende Versfassung einen Höhepunkt deutscher Klassik markiert.*

Werfen wir einen Blick auf unser Vaterland. Ich höre da eine Sprache reden, die jedes Reizes ermangelt, und die jeder nach seiner Laune handhabt: Ich höre wahllos gebrauchte Ausdrücke; man vernachlässigt die passendsten und ausdrucksvollsten Worte, und der Sinn geht in ei-

nem Meer von Nebensachen unter. Ich suche eifrig, unseren Homer, Virgil, Anakreon, Horaz, Demosthenes, Cicero, Thuydides, Titus Livius zu entdecken; ich finde nichts; meine Mühe ist verloren. Seien wir doch aufrichtig, und gestehen wir geradeaus, dass bisher die schönen Wissenschaften auf unserem Boden nicht gediehen sind. Deutschland hat Philosophen gehabt, die den Vergleich mit den antiken aushalten, ja die sie sogar auf mehr als einem Gebiet übertroffen haben; ich behalte mir vor, sie in der Folge zu erwähnen. In bezug auf die schönen Wissenschaften aber müssen wir unsere Armut zugestehen. Alles, was ich zugeben kann, ohne mich zu einem faden Schmeichler meiner Volksgenossen zu machen, ist das, dass wir in der kleinen Gattung der Fabeln einen 9ellert besessen haben, der sich an die Seite von Phädrus und Asop stellen kann, die Dichtungen von Canitz sind erträglich, nicht in bezug auf den Stil, sondern mehr dadurch, dass er Horaz schwach nachahmt. Ich will auch die Idyllen von Gessner nicht übergehn, die einige Anhänger finden. Immerhin muss man mir gestatten, ihnen die Werke eines Catull, Tibull und Properz vorzuziehen. [...]

Ich habe schon gesagt, man muss mit der Vervollkommnung der Sprache beginnen: Sie hat es nötig, gefeilt, gehobelt und durch geschickte Hände gehandhabt zu werden. Klarheit ist die erste Regel, die sich die vorschreiben müssen, die reden und schreiben, weil es sich darum handelt, seine Gedanken zu malen und seine Ideen durch Worte auszudrücken. Wozu dienen die richtigsten, schärfsten, glänzendsten Gedanken, wenn man sie nicht verständlich macht? Viele unserer Schriftsteller gefallen sich in einem verworrenen Stil, sie häufen Paranthese über Paranthese, und oft findet man erst am Ende einer ganzen Seite das Wort, von dem der Sinn des ganzen Satzes abhängt; nichts verdunkelt mehr die Konstruktion. Sie sind träge, statt ausführlich zu sein, und man würde leichter das Rätsel der Sphinx als ihren Gedankengang erraten. [...]

Das gilt in demselben Masse von der Exaktheit der bildlichen Ausdrücke, denn ich erinnere mich in meiner Jugend in einem Widmungsbriefe eines Professors Heineccius an eine Königin diese schönen Worte gelesen zu haben: «Ihre Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit.» Kann man etwas Schlechteres sagen? Warum ein Karfunkel? Hat die Zeit einen Finger? Wenn man sie abbildet, malt man sie mit Flügeln, weil sie ohne Aufenthalt dahineilt mit einer Wasseruhr, weil die Stunden sie

einteilen, und man gibt ihr eine Sichel in die Hand, um anzudeuten, dass sie alles, was besteht, abmäht oder zerstört. Wenn Professoren sich in einem so niedrigen und lächerlichen Stil ausdrücken, was soll man von ihren Schülern erwarten? [...]

Noch einen Fehler darf ich nicht übergehen: den niedriger und trivialer Vergleiche, die der Redeweise des Volkes entlehnt sind. So drückte sich zum Beispiel ein Dichter, der seine Werke ich weiss nicht welchem Beschützer widmete, folgendermassen aus: «Schiess, grosser Gönner, schiess deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder.» Was soll man zu diesen armdicken Strahlen sagen? Hätte man diesem Dichter nicht sagen müssen: «Guter Freund, lerne erst denken, ehe du dich ans Schriftstellern machst»? Ahmen wir doch nicht den Armen nach, der für reich gelten will; geben wir doch unsere Armut gutwillig zu. Möge uns das vielmehr dazu ermutigen, durch unsere Bemühungen die Schätze der Literatur zu gewinnen, deren Besitz den Ruhm der Nation vollständig machen wird. [...]

Um sich davon zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch in unserer Zeit in Deutschland herrscht, muss man sich nur in unsere öffentlichen Schauspielhäuser begeben. Man wird dort die in unsere Sprache übersetzten erbärmlichen Stücke Shakespeares aufführen und die ganze Zuhörerschaft vor Freuden ausser sich sehen, wenn sie diese lächerlichen Possen anhört, die würdig der Wilden von Kanada sind. Ich nenne sie so, weil sie gegen alle Regeln des Theaters verstossen. Diese Regeln sind nicht willkürlich; sie finden sich in der Poetik des Aristoteles, wo die Einheit des Ortes, die Einheit der Zeit und die Einheit des Interesses als einzige Mittel, die Trauerspiele interessant zu machen, vorgeschrieben werden; stattdessen umfasst in diesen englischen Stücken das Schauspiel den Zeitraum von einigen Jahren. Wo ist da die Wahrscheinlichkeit? Da erscheinen Lastträger und Totengräber und halten Reden, die ihrer würdig sind; dann kommen Fürsten und Könige: Wie kann diese bizarre Mischung aus Niedrigkeit und Grösse, aus Possenreisserei und Tragik rnh rcn und gefallen? Man kann Shakespeare diese seltsamen Verirrungen verzeihen; denn die Geburt der Künste ist niemals der Zeitpunkt ihrer Reise. Aber da erscheint jetzt noch ein Götz von *Berlichingen* auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke; und das Parterre ap-

plaudiert und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung solcher geschmackloser Plattheiten. Ich weiss, dass man über den Geschmack nicht streiten soll; doch muss man mir erlauben zu sagen, dass diejenigen, die ebensoviel Vergnügen an Seiltänzern und Puppenspielen finden wie an den Tragödien Racines, nur die Zeit totschlagen wollen; sie ziehen das, was zu ihren Augen spricht, dem vor, was zu ihrem Geiste spricht, und das, was nur eine Schaustellung ist, dem, was das Herz rührt. [...]

Es ist noch nicht lange her, dass die Männer der Wissenschaft die Kühnheit gehabt haben, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und dass sie nicht mehr erröten, Deutsche zu sein. Man weiss, dass vor noch nicht langer Zeit das erste bekannte Wörterbuch der deutschen Sprache erschienen ist. Ich erröte darüber, dass ein so nützliches Werk mir nicht um ein Jahrhundert vorausgegangen ist. Indessen fängt man jetzt an wahrzunehmen, dass sich eine Umwandlung der Geister vorbereitet, der nationale Ruhm macht sich vernehmlich, man wetteifert, sich zur Höhe seiner Nachbarn zu erheben, und will sich den Weg zum Parnass wie den zum Nachruhm bahnen. [...]

Um endlich nichts zu übergehen, was unsere Fortschritte verzögert hat, füge ich noch hinzu den geringen Gebrauch, den man an den meisten deutschen Höfen von der deutschen Sprache gemacht hat. Unter der Regierung des Kaisers Joseph sprach man in Wien nur italienisch; das Spanische herrschte unter Karl IV. vor; und während der Herrschaft Franz I., eines geborenen Lothringers, sprach man an seinem Hofe ungezwungener französisch als deutsch, und so war es auch an den Höfen der Kurfürsten. Was war wohl der Grund davon? Ich wiederhole, die spanische Sprache, die italienische und die französische waren feststehende Sprachen, und die unsere war es nicht. Aber trösten wir uns: In Frankreich ist es ebenso gegangen. Unter Franz I., Karl IX., Heinrich III. sprach man in der guten Gesellschaft mehr spanisch und italienisch als französisch: Und die nationale Sprache kam erst in Aufnahme, nachdem sie geglättet, klar, elegant wurde und nachdem eine grosse Menge klassischer Bücher sie durch ihre bilderreichen Ausdrücke verschönert und zu gleicher Zeit ihre grammatische Grundlinie festgelegt hatte. Unter der Regierung Ludwigs XIV. verbreitete sich das Französische in ganz Europa, und das teilweise aus Vorliebe für die guten Autoren, die damals in der Blüte standen, auch

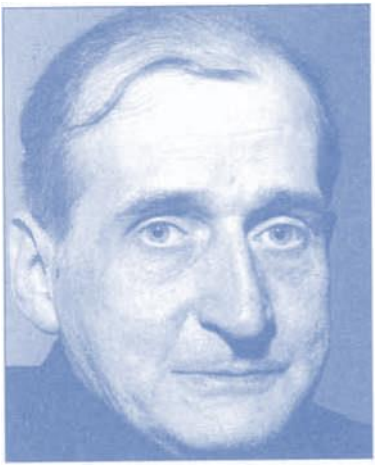
wegen der guten Übersetzung der Alten, die man hier vorfand. Und jetzt ist diese Sprache ein Passepartout geworden, der einen in alle Häuser und in alle Städte einführt. Man reise von Lissabon nach Petersburg und von Stockholm nach Neapel, überall kann man sich mit Französisch verständlich machen. Durch dieses einzige Idiom erspart man sich eine Menge von Sprachen, die man können müsste, die das Gedächtnis mit Worten überlüden, an deren Stelle man es mit Dingen füllen kann, was weit mehr vorzuziehen ist.

Das sind die verschiedenen Hindernisse, die uns nicht erlaubten, ebenso rasch voranzukommen wie unsere Nachbarn. Jedoch überholen die, die als die letzten marschieren, manchmal ihre Vorgänger; das könnte sich bei uns rascher als man glaubt ereignen, wenn die Souveräne Geschmack an den Wissenschaften gewinnen, wenn sie diejenigen aufmuntern, die sich die Sache angelegen sein lassen, wenn sie diejenigen loben und belohnen, die den besten Erfolg haben: Wenn wir Medicis hätten, würden wir auch Genies aufstehen sehen. Ein Augustus bringt auch einen Virgil hervor. Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen, um davon Nutzen zu haben; unsere Nachbarn werden deutsch lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann kommen, dass unsere fein und vollendet gewordene Sprache sich aus Vorliebe für unsere guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich. Ich kündige sie an, sie sind im Begriffe zu erscheinen; ich werde sie nicht sehen, mein Alter verbietet mir die Hoffnung. Ich bin wie Moses: Ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten.

Seit frühester Jugend war Friedrich II stark musisch interessiert. Doch galt seine Vorliebe insbesondere der französischen Kultur. Mit dem Pariser Schriftsteller Voltaire (links am Tisch, sich zum König vorbeugend) fühlte Friedrich sich seelenverwandt.

REINHOLD SCHNEIDER

Das Vermächtnis Friedrichs



Der Text von *Reinhold Schneider schildert eindringlich die letzten Tage und Stunden des Grossen Königs: Der Rückblick auf seine Taten., die er für nicht mehr als seine Pflicht hielt, der Ausblick auf das von ihm geschaffene Land, die Vorausschau auf Werke, die zu vollenden ihm nicht mehr vergönnt war. Mit ihm ging einer der grössten Menschen, die jemals gelebt* haben, *dahin.*

Aber endlich ist für den Einen, der an die Grenze des Daseins und Wirkens rückt, das Werk das Letzte nicht, wie glühend er ihm gedient haben mag; und auch die Verhängnisse und Schicksale des Werkes treten zurück. Der Mensch ist grösser als jedes Werk. Und da er ganz dem Werk gehörte, so gehörte er in viel tieferem Sinne noch sich selbst: der einen und einzigen menschlichen Form, die im Dienst vollendet wird. Endlich wird er wieder frei; das Werk sinkt ins Wesenlose: ein furchtbares Gewicht für andere, eine verzehrte Hülle für ihn; ein Vollendetes, dessen Merkmal die beginnende Zerstörung ist: über dem Werk, das niemals gerettet werden kann in seiner Wirklichkeit, sondern allein als Gleichnis, bleibt das Menschentum, das in ihm trieb. Es hat einen einzigen Augenblick seiner Freiheit auf Erden: den Tod.

Ziethen ist im Winter gegangen, auch jetzt in der Vorhut zu reiten und «Quartier zu bestellen» in einem Reich, an das der König freilich nicht glaubt; wie? kämen die Schatten doch? Er sah im Herbst, als er in Neisse erkrankte, festen Blickes noch manchem Jahre entgegen: Aber der Winter

machte ihn vieler Dinge müde, selbst der Bücher; er sitzt oft über seine Steine, seine Banknoten und Dosen gebeugt in dem Stadtschloss, wo der Kurfürst, der Vater starben: Aber sein Sterbeort ist nicht hier: draussen allein, wo das Grün des aufbrechenden Frühlings sein Grab überkleidet. Vergeblich hoffte er, hinausreiten zu können; endlich entschliesst er sich zu fahren. Aber es muss im Dunkel und auf weiten Umwegen geschehen; niemand sah ihn je in der Kutsche sitzen in Potsdam; und dieses Bild soll erhalten werden.

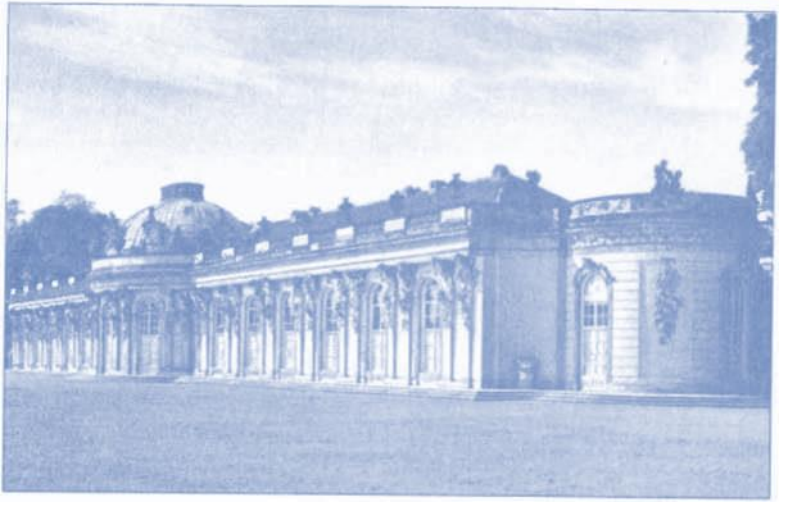
Einern französischen General, der sich hinter einer Buchenhecke verbirgt, gelingt es, den König sitzen zu sehen auf der Terrasse von Sanssouci. Ein gebückter Mann mit bleichem, von Schmerzen völlig entstelltem Gesicht, erfreut sich für wenige Minuten des Lichtes; furchtbarer Husten, der dem Fremden «bis ins Herz dringt», schüttelt ihn; das eine Bein, das die Gicht zerstört, ist mit Linnen umwickelt, das andere gestiefelt. Unter ihm, in der Sonne des Frühjahrs, liegt das Land, für das er lebte, die Wälder breiten sich hin, Strom und Seen blitzen auf: Dort geht die Arbeit fort, die er weckte: Hier oben ist es still.

Über dem Land, über der Zeit steht das kleine Schloss auf seiner Höhe; ein ungeheures Werk ist getan: von den Tagen der Ritter in Preußen bis zu diesem Tag, da das Ende unabweisbar seinen Schatten wirft; wieder weht im Osten, woher der Name des Landes kam, auf der Marienburg, die alte Fahne: Aber es waffnen sich nicht mehr Ritter in ihren Mauern, um für das Kreuz zu kämpfen; Beamte dienen dort ihrem König: Nicht mehr der Glaube, sondern die Pflicht ist das höchste Gut. Vom Glauben zur Pflicht ging der Weg des Geschlechtes, das einst nicht wurzeln wollte in der Mark und nach dem Süden zurückverlangte, bis es dennoch ergriff, was ihm verliehen ward, und sich Heimat erwarb auf dieser sandigen Erde; freilich nicht des Geniessens oder Verweilens; sondern die Heimat der Tat. Der Wille allein brachte Dörfer und Städte, Äcker und Gärten hervor; die Mark gebot, sie schenkte nichts; und ihr ganzer Wert war ihre Armut, ihre Forderung. So verwandelte, so erzog sie das Geschlecht, dessen Letzter sie am Abend überschaut; das Gebot zerstörte die Fülle des Inneren; es machte kalt und hart; unerbittliche, besessene Treiber wurden die Könige, die nicht mir ihrem Volk, sondern gegen ihr Volk ihre Macht

begründeten, ihre Erde bebauten. Endlich, über der furchtbaren Anspannung des Willens, wurde auch der Himmel nicht mehr nach seinem Troste gefragt: Und wenn auch keine Seligkeit war in dem Erdenwerk, so war in ihm doch der ganze Inhalt des Lebens. Der Letzte, der lebt auf diese Art, ist der Greis auf der Terrasse von Sanssouci; er hat keinen Sohn, keinen Erben; das Geschlecht ist verzehrt bis ins Mark: Ein Jahrhundert ungeheueren Wollens und Tuns brauchte es auf. – Die Söhne August Wilhelms, der nicht zu wollen vermochte und allzu verletzlichen Herzens an einer Kränkung starb, tragen den Namen in die künftige Zeit; mit ihm die Forderung der Tradition, die richten und zerbrechen muss und vielleicht wieder erziehen kann. Werden sie bestehen? Der Wille ist alles; ist er im Geringsten zu schwach, so fällt der Staat.

Um vier Uhr, statt um sechs oder um sieben Uhr wie bisher, ruft der König seine Kabinettssekretäre: Diese Mühe wird nicht lange dauern. Er sichtet die in der Nacht eingelaufenen Depeschen und Briefe, behält einen Teil für sich, verteilt den anderen unter die Sekretäre: Während sie lesen und ihre Auszüge machen, geht er die zurückbehaltenen Papiere durch; nach zwei Stunden diktiert er den Sekretären die Resolutionen, Befehle und Briefe, oft Wort für Wort; abends werden die ausgefertigten Antworten zur Unterschrift gebracht. Er unterzeichnet sie nicht, ohne sie sorgfältig zu lesen.

Aber es kommen auch stillere Stunden, da er seine Schwäche deutlicher fühlt. Er kann seine Bücher mit den kranken Händen nicht mehr halten und lässt sie zerstückeln und in kleine Oktavbände bringen. Die Ruhe flieht ihn auch jetzt. Er erwartet Weinstöcke und Bäume aus Spanien, Ungarn und Italien für seinen Park; einen jeden Tag können die dreihundert spanischen Schafe und Böcke durch Potsdam kommen, die er für die Schäfereien bestellte. Ungeduldig wie immer verlangt er die Bevölkerungslisten aus der Mark. Ist die Zahl der Getauften grösser als die der Gestorbenen, so hat er einen glücklichen Augenblick. Ist sie es nicht, so lässt er nach den Ursachen forschen. In den Zimmern liegt der duftende Reichtum seines Gartens gehäuft, südliche Fülle, die er hervorzauberte aus dem Sand: Melonen, Kirschen und Pfirsiche aus den Treibhäusern auf den Terrassen; die ersten Trauben, obgleich es noch Sommer ist.



Sanssouci, «Ohnesorge», heisst das Palais des Alten Fritz, das Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff (1745-1747) erbaute. Vor der Fertigstellung hatte Friedrich es Centsoucis («Hundertsorgen») genannt. – Das Gebäude gehört zu den Hauptwerken des deutschen Rokoko.

Er lobt die Ärzte und kehrt sich unvermittelt von ihnen ab, sich selbst zu kurieren; plötzlich fasst ihn die Welle des Lebens, und er hofft wieder auf Jahre. Liegt die Sonne auf den Fenstern, so lässt er sich hinaustragen auf die Stufen; das Tröstlichste auf Erden ist das Licht; sein ganzes Leben bewegte sich darauf zu: «Ich habe immer das Licht geliebt.»

Keines der Geschwister betritt sein Gemach, auch der Thronfolger nicht, der in Potsdam von Tag zu Tag Nachrichten aus Sanssouci empfängt. Nur Hertzberg ist um ihn. Der Minister hat die närrische Meinung, dass die deutsche Literatur der französischen gleichkomme, ja sie übertreffe; es lässt sich so gut über ihn spotten. – Ob den König die Frage noch bewegt hinter den Dingen, das herauf dämmernde Rätsel? Die Frage ist alles; es gibt keine Gewissheit. Unde? Ubi? Quo? Aber in der Frage ist endlich eine erste Schickung in das Unfassbare. Denn wie auch der Zweifel durch alle Jahre an vererbten Lehren, am eigenen Herzen frass: So kann doch die «blinde Kraft des Stoffs» nicht Ursprung sein; dies ist Widersinn; das Gegenteil unerklärlich; da aber das Sinnlose nicht sein kann: so bleibt nur das Dunkel; und ihm, dem Unbegreiflichen, in das sich der Mensch

nur fügen kann, ohne Wunsch, ohne Widerstand, dem Ursprung ohne Namen, ergibt er sich zuletzt.

Dunkel kommt über das Werk. Der Minister bemerkt, dass der König die Briefe, die er sich reichen lässt, nicht mehr liest, nicht mehr lesen kann, mechanisch nur, mit eisern zusammengeraffter Kraft, formt die gichtige Hand den Namenszug. Die Dinge schwinden, was berichteten die Gesandten; was ward gestern verhandelt? Der König erkennt den General nicht mehr, der am Abend ins Zimmer tritt, die Parole zu holen; seine Lippen bewegen sich nicht; zum erstenmal kommt ein Tag herauf, für den er keine Losung gab. Aber warum ist das Windspiel nicht auf seinem Platze; man soll es wieder auf den Stuhl setzen und mit Kissen bedecken. Der Morgen graut; es wird besser; zu überwinden war der ganze Auftrag dieses Lebens; und es ist alles überwunden.

Der Leib sinkt zurück, wie das Werk, ein verzehrtes Kleid; auf dem Antlitz des Toten aber erscheint für flüchtige Stunden alle menschliche Grösse. Die Form wird sichtbar, die sich geprägt in vierzig Jahren des Dienstes, des Verzichtes: Wille und Leiden, unlösbar geeint; eine Überwindung, die nichts mehr trübt. Ruhelos, zwischen Form und Zerlösung, treibt der Stoff der Welt, sich verdichtend und wieder zerstreuend; aus der Geschichte aber, einem unbesiegbaren Zwang, tritt in der letzten Stunde der Mensch, der in ihr sich selbst erfüllt, um alles Gewordene und wieder Zerfallende zu überragen. Er hat den furchtbaren Zwiespalt seines Innern zwischen Amt und Menschentum, Vernunft und Seele versöhnt durch das Opfer seines Lebens; er war hart, nicht aus der Armut der Nüchternen, sondern aus ewigbewegtem Herzen heraus, und stark genug, sich für das Jenseits den Trost nicht zu erträumen, den ihm seine Erkenntnis verbot; und so hat er sich endlich, als einziger auf einzige Weise, den Adel des echten Königs erworben, dessen Beruf es ist, das Schwerste zu tun.

FRIEDRICH DER GROSSE

Aus seinem Testament

Das *Politische Testament des Grossen Königs – lange vor seinem Tode 1786 verfasst – darf durchaus als Staatsschrift bezeichnet werden: Es entwirft ein systematisches Bild seines Staates, von dessen innerer Organisation, von den noch zu lösenden* Aufgaben *und von dessen politischer Rolle in Europa, dessen einzelne Mächte er ebenfalls systematisch in ihrer Organisation und ihren politischen Ambitionen durchgeht. – Es gibt von Friedrich dem Grossen mehrere Politische Testamente: von 1752 und von 1768 sowie einen «Grundriss der preußischen Regierung», in dem der König 1776 den Inhalt beider Testamente nochmals kurz zusammenfasste. Die hier wiedergegebenen Passagen stammen aus dem Testament von 1752.*

Die erste Bürgerpflicht ist, seinem Vaterlande zu dienen. Ich habe sie in allen verschiedenen Lagen meines Lebens zu erfüllen gesucht. Als Träger der höchsten Staatsgewalt hatte ich die Gelegenheit und die Mittel, mich meinen Mitbürgern nützlich zu erweisen. Meine Liebe zu ihnen gibt mir den Wunsch ein, ihnen auch nach dem Tode noch einige Dienste zu leisten. Doch bin ich nicht so anmassend, zu glauben, dass mein Verhalten denen, die meinen Platz einnehmen werden, als Richtschnur dienen soll. Ich weiss, dass der Augenblick des Todes den Menschen und seine Pläne vernichtet und dass alles in der Welt dem Gesetz des Wandels unterliegt. Mit der Abfassung dieses Politischen Testamentes verfolge ich daher kei-

ne andere Absicht, als einem Piloten gleich, der die stürmischen Zonen des politischen Meeres kennt, meine Erfahrungen der Nachwelt mitzuteilen. Ich will die Klippen angeben, die sie zu meiden hat, und die Häfen, wo sie Zuflucht finden kann. Ich lasse mich nicht auf kleine Einzelheiten ein, sondern behandle alle Gegenstände im Grossen, da ich überzeugt bin, dass alle, die selbst das Staatsruder führen werden, mich zur Genüge verstehen.

Die Regierung beruht auf vier Hauptpfeilern: auf der Rechtspflege, weiser Finanzwirtschaft, straffer Erhaltung der Manneszucht im Heere und endlich auf der Kunst, die geeigneten Massnahmen zur Wahrung der Staatsinteressen zu ergreifen, das heisst, auf der Politik.

Sehen wir diese verschiedenen Zweige der Reihe nach durch.

Rechtspflege

In eigener Person Recht zu sprechen, ist eine Aufgabe, die kein Herrscher übernehmen kann, ein König von Preußen noch weniger als ein anderer. Die unendlichen Einzelheiten eines einzigen Rechtshandels würden die Zeit verschlingen, die er vorzugsweise anderen Zweigen der Regierung widmen muss. Spricht der Fürst aber auch nicht selber Recht, so folgt daraus nicht, dass er die Rechtspflege vernachlässigen darf.

Bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge sehen wir die besten Einrichhingen entarten. Daher muss von Zeit zu Zeit, wo es nötig ist, die bessernde Hand angelegt werden, damit die Einrichtungen ihren ursprünglichen Zweck wieder erfüllen.

Ich habe mich entschlossen, niemals in den Lauf des gerichtlichen Verfahrens einzugreifen; denn in den Gerichtshöfen sollen die Gesetze sprechen, und der Herrscher soll schweigen. Aber dieses Stillschweigen hat mich doch nicht daran gehindert, die Augen offen zu halten und über die Aufführung der Richter zu wachen. So ist die Einrichtung getroffen, dass zwei Räte des höchsten Gerichtshofes alle drei Jahre die Provinzen bereisen, die Aufführung der Richter prüfen und jeden, der sich etwas zuschulden kommen lässt, zur Anzeige bringen. Man darf mit dem Pflichtvergessenen kein Erbarmen haben: Die Stimme der Witwen und Waisen fordert

Vergeltung, und Sache des Fürsten ist es, die Beamten zu ihrer Pflicht anzuhalten und streng gegen die vorzugehen, die seine Autorität missbrauchen und das öffentliche Vertrauen unter dem Vorwand von Recht und Gerechtigkeit täuschen. Gerade gegen derartige Fälle von Pflichtvergessenheit muss ich die äusserste Strenge anraten; denn der Herrscher macht sich gewissermassen zum Mitschuldigen an den Verbrechen, die er unbestraft lässt.

Finanzwirtschaft

Soll das Land glücklich sein, will der Fürst geachtet werden, so muss er unbedingt Ordnung in seinen Finanzen haben. Noch nie hat eine arme Regierung sich Ansehen verschafft. Europa lachte über die Unternehmungen Kaiser Maximilians, der habgierig zusammenraffte und verschwenderisch ausgab und daher nie Geld hatte, wenn er etwas unternehmen wollte. In unseren Tagen haben wir gesehen, wie die Zerrüttung der Finanzen beim Tode Karls VI. die Königin von Ungarn zur Annahme von englischen Subsidien nötigte. Das brachte sie in die Knechtschaft König Georgs und kostete sie die Abtretung mehrerer schöner Provinzen an Preußen und Sardinien. Da die kluge Fürstin gesehen hat, wie sehr der Geldmangel ihren Angelegenheiten schadete, arbeitet sie jetzt mit stetem Fleiss an der Reform dieser Misswirtschaft. Wären Sachsens Finanzen gut verwaltet gewesen, so hätte es in dem Kriege, der im Jahre 1740 ausbrach, eine Rolle spielen können. Da es aber stark verschuldet war, so verdingte es sich an den Meistbietenden und war allenthalben unglücklich. August III. gewann nichts im Bunde mit uns und mit den Franzosen und wurde zu Boden geschmettert, als ihn die englischen Subsidien zum Kriege gegen Preußen gebracht hatten. Wären seine Kassen gefüllt gewesen, so hätte er seine Interessen nicht für so mässige Summen zu verkaufen brauchen. Holland, das das Joch seiner Tyrannen abschüttelte und von da an bis nach dem Spanischen Erbfolgekrieg eine so grosse Rolle in Europa spielte, zählt heute kaum noch zu den Grossmächten, weil die Regierung tief in Schulden steckt und, was noch schlimmer ist, keinen Kredit hat. Fährt Frankreich mit seiner jetzigen Misswirtschaft fort, so kann es trotz seiner Machtfülle in Verfall geraten und seinen Nebenbuhlern verächtlich werden.

Diese Beispiele zeigen, dass keine Macht sich ohne geregelte Finanzwirtschaft Ansehen zu verschaffen vermag. Wenn schon Holland, Sachsen und Frankreich sich infolge ihrer schlechten Wirtschaft zugrunde richten, so wäre es um Preußen für immer geschehen, wollte es ihrem Vorgange folgen; denn seine Macht beruht nicht auf innerer Kraft, sondern allein auf seinem Gewerbefleiss. Es ist eine alte Wahrheit: Preußen hat keine anderen Hilfsquellen als seine festen Einnahmen, und man kann im Falle der Bedrängnis vom eigenen Lande nur eine Anleihe von höchstens zwei Millionen erwarten. Wir besitzen weder ein Peru, noch reiche Handelskompanien, noch eine Bank, noch soviele andere Hilfsquellen wie Frankreich, England und Spanien, aber durch Gewerbefleiss können wir dahin gelangen, neben ihnen eine Rolle zu spielen.

Die Finanzwirtschaft beruht auf Pünktlichkeit in den Einnahmen und auf Ordnung in den Ausgaben.

Wirtschaftspolitik
Begonnene Massnahmen

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf jede Weise für das Wohl des Staates zu sorgen. Der Dreissigjährige Krieg, dieses entsetzliche Unglück, hatte die ganze Mark, Pommern und Magdeburg verheert. Die drei Provinzen waren so völlig zugrunde gerichtet, dass drei Regierungen, von denen zwei ganz im Frieden verliefen, sie nicht wieder auf die alte Höhe zu bringen vermochten. Infolge von soviel Not waren die Provinzen im Jahre 1740 noch weit von dem Zustande eines wohlgeordneten und blühenden Landes entfernt. Nach dem Frieden nahm ich mir vor, alle verschiedenen Zweige der Verwaltung durchzugehen, um herauszufinden, durch welche Massnahmen man den Provinzen aufhelfen und sie so glücklich machen könnte, als ihre Lage und das Los der Menschen es erlaubt. Zu diesem Zweck habe ich für jeden einzelnen Zweig das Folgende kurz entworfen.

Urbarmachung

Längs der Oder und der Netze, einem kleinen Fluss in der Neumark, zog sich ein Streifen unangebauten, wilden und unzugänglichen Sumpflandes. Ich begann damit, die Sümpfe von Damm bei Stettin zu ent-

wässern. Durch einen Deich wurde die Oder eingedämmt und das neue Land an die Erbauer der dort angelegten Dörfer verteilt. Dieses Werk wird im nächsten Jahre vollendet und das Land mit ungefähr 4.000 Seelen besiedelt sein. Zwischen Freienwalde und Küstrin überschwemmte die Oder die schönsten Wiesen und setzte unaufhörlich ein herrliches Gebiet unter Wasser, das dadurch unbrauchbar wurde. Zunächst erhielt die Oder ein neues Bett durch einen Kanal, der die Windungen abschneidet und die Schiffahrt um vie; Meilen verkürzt. Der Kanal wird im kommenden Jahr fertig. Durch die Eindämmung des Flusses wird ein Gebiet gewonnen, wo 6.000 Seelen ihre Nahrung, Ackerland und Viehweiden finden. Wenn ich am Leben bleibe, wird die enge Besiedlung im Jahre 1756 beendet sein. Die Netzesümpfe sind ebenfalls ausgetrocknet und mit Polen bevölkert, die sich auf eigene Kosten angesiedelt haben. Ferner habe ich alles Brachland der Kurmark urbar machen lassen und dort zwölf neue Dörfer errichtet. Ebenso zeigte es sich, dass die Städte in Pommern viel mehr Land besassen, als sie anbauen konnten. Überall sind Dörfer angelegt worden, die in der Mehrzahl bereits fertig sind. In der Priegnitz besassen die Edelleute ausgedehnte Ländereien, die sie nicht bewirtschaften konnten. Die Notwendigkeit ihrer Besiedelung wurde ihnen nachgewiesen, und in diesem Jahre erbauen sie dort acht neue Dörfer und im kommenden Jahre zwölf weitere. Im Halberstädtischen sind fünf Dörfer angelegt worden. Wenn ich alles seit dem Jahre 1746 zusammenzähle, bin ich jetzt beim 122. Dorf angelangt.

Fertige Kanäle

Zur Abkürzung der Schiffahrt und zur Verbindung der grossen Flüsse der Oder, Havel und Spree, sind drei Kanäle gebaut, nämlich der Mietzelkanal, der den Holztransport aus der Neumark erleichtert, der Finowkanal, der die Oder mit der Havel verbindet und der Plauensche Kanal, der das Dreieck bei Havelberg abschneidet.

Seidenbau

Der Grosse Kurfürst hat auf fast allen Kirchhöfen der Mark eine grosse Anzahl von Maulbeerbäumen pflanzen lassen. Sie haben die Winter von

1709 und von 1740 überstanden, und einige Privatleute haben Seide hergestellt. Daraus ergab sich leicht, dass der Frost die Maulbeerbäume keineswegs vernichtet, und dass, was einzelne Privatpersonen im kleinen ausführten, im Grossen gelingen kann. Daraufhin sind Maulbeerbäume angepflanzt worden. Alle Gemeinden wurden dazu angehalten, und die Amtmänner wurden bei Erneuerung ihres Pachtkontraktes verpflichtet, eine bestimmte Anzahl zu pflanzen. Jetzt gibt es im Lande über 400.000 grosse und kleine Maulbeerbäume, ausser denen, die noch gepflanzt werden. Anstatt 200 Pfund Seide, die früher gewonnen wurden stellen wir jetzt 2.000 Pfund her, und das muss noch beträchtlich zunehmen. Aus den Akziselisten ergibt sich, dass alle Provinzen jährlich für mehr als 400.000 Taler Seide verbrauchen. Wenn wir also 40.000 oder 50.000 Pfund Seide gewinnen, wird der Staat jährlich um 250.000 Taler reicher, und ohne neue Erwerbungen, allein durch eine bisher nicht gebräuchliche Industrie, erhöhen die Privatleute ihren Wohlstand. Zur Ermunterung dieser schwachen Anfänge lasse ich die bei uns erzeugte Seide ebenso teuer bezahlen wie die italienische, gebe den Landpfarrern, die am meisten Seide hergestellt haben, Prämien und denen, die Maulbeerbäume anpflanzen, Vergünstigungen.

Seidenmanufakturen

Damit alles planvoll zum Aufschwung des Landes beiträgt, habe ich zugleich mit der Einführung des Seidenbaues Stoffund Sammetmanufakturen eingerichtet. Die Ansiedlung der Arbeiter hat mir grosse Ausgaben verursacht. Um sie mit der Zeit zu vermindern und diese fremde Kunstfertigkeit einzubürgern, halte ich den Arbeitern vierzig Lehrlinge auf meine Kosten und ersetze sie durch andere, sobald sie Meister werden. Wir haben gegenwärtig 500 Seidenwebstühle in Berlin und in Potsdam. Das ist aber erst ein schwacher Anfang.

Wollmanufakturen

Die Wollmanufakturen sind für Preußen die natürlichsten, weil der Rohstoff zu den Haupterzeugnissen des Landes zählt. Mein Vater hatte das Lagerhaus in Berlin eingerichtet, das aufblühte, seitdem dort Tuche

wie die Aachener hergestellt wurden. Durch die Anfertigung solcher feinen Stoffe ist die nützliche Manufaktur um 300 Webstühle vergrössert worden. Ein Kaufmann Wegeli hatte schon zur Zeit meines Vaters eine bedeutende Manufaktur für Etamin, Serge und kleine Zeuge begründet. Seither hat er sie ums Doppelte vergrössert, und viele andere Kaufleute haben ähnliche Manufakturen errichtet. Seit kurzer Zeit wird viel Baumwollenzeug in Berlin angefertigt, und alle Jahre sehen wir neue Fortschritte in dieser Industrie. Zur Erleichterung für die Tuchmacher in den kleinen Städten, die alle arm sind und keine Auslagen machen können, habe ich einige Wollmagazine auf dem flachen Lande geschaffen, aus denen ihnen der Rohstoff auf Kredit geliefert wird. Sie bezahlen ihn erst, wenn die von ihnen hergestellten Tuche verkauft sind. Die Methode der Wollmagazine für die kleinen Arbeiter und der Seidenmagazine für die Seidenweber ist sehr gut und fast die einzige, mit der man solche Manufakturen in die Höhe bringen kann. Aus den Akziselisten habe ich ersehen, dass uns Wattearbeiter fehlen. Gegenwärtig bin ich damit beschäftigt, eine Wattemanufaktur in Brandenburg einzurichten.

Wollspinnerei

Bei Prüfung der Lage der Wollmanufakturen habe ich in Erfahrung gebracht, dass die Unternehmer allgemein über Mangel an Spinnern klagten. Um dem abzuhelfen, lassen sie in Sachsen für sich arbeiten, so dass alle Jahre eine grosse Masse Spinnwolle aus Sachsen ins Land kommt. Um gründlich zu verfahren, stellte ich Ermittlungen über diese Verhältnisse und über die Zahl der Wollspinner an, die bei uns leben könnten. Alles in allem ergab sich eine Zahl von 60.000 Seelen. Ich war über diese Entdeckung erfreut. Hier bot sich ein Mittel, die Bevölkerung des Landes zu vermehren. Sofort traf ich Massnahmen, um Wollspinner zu bekommen und anzusiedeln. Sollen sie ihr Auskommen haben, so müssen sie ein Haus, ein Gärtchen und genug Weideland besitzen, um zwei Kühe zu halten. Ich habe Kolonisten aus Sachsen, aus Polen und selbst aus Mecklenburg herangezogen, habe sie angesiedelt bei Potsdam und Köpenick, in der Neumark, in Pommern, bei Oranienburg und mit Hilfe der Amtleute

in vielen Dörfern. Alles in allem kann ich jährlich 1.000 Familien ansiedeln. Die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, sind zwölf Jahre erforderlich, um die Zahl von 60.000 zu erreichen.

Politik

Die Politik ist die Kunst, mit allen geeigneten Mitteln stets den eigenen Interessen gemäss zu handeln. Dazu muss man seine Interessen kennen, und um diese Kenntnis zu erlangen, bedarf es des Studiums, geistiger Sammlung und angestrengten Fleisses.

Die Politik der Herrscher zerfällt in zwei Teile. Der eine betrifft die innere Verwaltung; er umfasst die Interessen des Staates und die Erhaltung des Regierungssystems. Der zweite Teil schliesst das ganze politische System Europas in sich und verfolgt das Ziel, die Sicherheit des Staates zu befestigen und, soweit möglich (auf gewohnten und erlaubten Wegen), die Zahl der Besitzungen, die Macht und das Ansehen des Fürsten zu mehren.

Innere Politik

Die Finanzwirtschaft, die ich soeben dargelegt habe, bildet einen Teil der inneren Politik. Aber das ist nicht alles. Noch mancherlei ist zu beachten. Zunächst gilt es, den Geist der V ölker, die man regieren soll, zu erfassen, damit man weiss, ob sie mild oder streng regiert werden müssen, ob sie rebellisch sind, ob sie zu Unruhen, Intrigen, zu Spottlust usw. neigen, worin ihre Talente bestehen und zu welchen Ämtern sie sich am meisten eignen.

Konsolidierung der Macht Preußens

Unserem Staate fehlt noch die innere Kraft. Alle preußischen Provinzen umfassen nur fünf Millionen Seelen. Das Heer ist ansehnlich, aber nicht stark genug, um den Feinden, die uns umgeben, zu widerstehen. Unsere Einnahmen sind beträchtlich, aber es fehlt uns im Falle der Not an Hilfsquellen. Mühsam ziehen wir uns aus der Verlegenheit, indem wir unsere Truppen zweimal soviel manövrieren lassen als der Feind und ihm stets dieselben Leute entgegenstellen, von welcher Seite er auch komme. Das

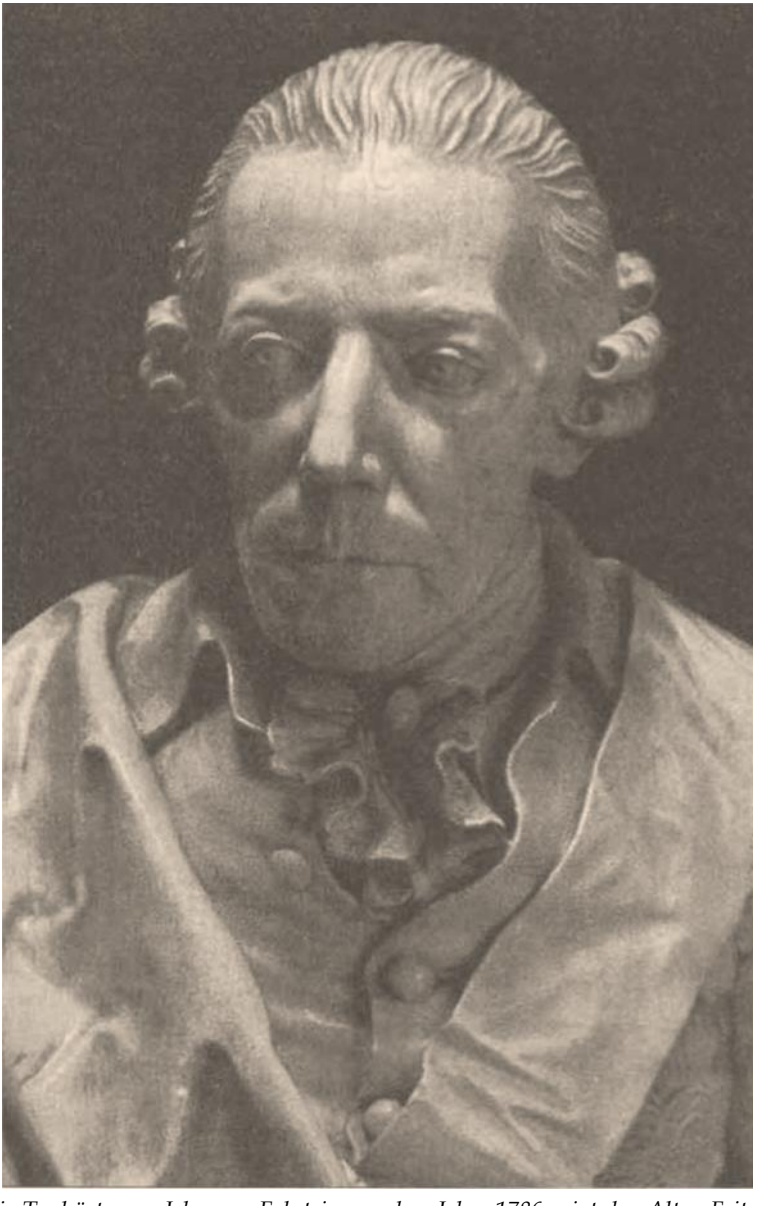
ermüdet sie sehr und setzt bei ihrem Führer grosse Wachsamkeit voraus. Unsere Finanzen drehen sich ganz um Ersparnisse und dienen uns zur Kriegführung, ohne dass wir andere Hilfsmittel besitzen als Klugheit bei ihrer Verwaltung. Soll also das Schicksal des Staates gesichert sein, so darf sein Wohl nicht von den guten oder schlechten Eigenschaften eines Einzelnen abhängen. Um sich aus eigener Kraft zu erhalten, müssten Heer und Finanzen etwa auf folgenden Stand gebracht werden. Ich wünschte, dass wir Provinzen genug besässen, um 180.000 Mann, also 44.000 mehr als jetzt, zu unterhalten. Ich wünschte, dass nach Abzug aller Ausgaben ein jährlicher Überschuss von fünf Millionen erzielt würde. Sie dürften aber nicht auf feste Ausgaben angewiesen werden, sondern der Herrscher müsste nach freiem Belieben über sie verfügen können, nachdem er 20 Millionen in den Staatsschatz gelegt hat. Diese fünf Millionen machen ungefähr die Kosten eines Feldzuges aus. Mit ihnen könnte man den Krieg aus eigenen Einkünften bestreiten, ohne in Geldverlegenheiten zu geraten und irgendjemandem zur Last zu fallen. In Friedenszeiten könnte diese Einnahme zu allen möglichen nützlichen Ausgaben für den Staat verwandt werden.

Aufgabe des Herrschers

Nachdem ich die Bürde der Regierung mein ganzes Leben lang getragen habe, bin ich nicht so unsinnig, noch nach meinem Tode herrschen zu wollen. Jeder muss seine Last tragen und so weise regieren, wie er es vermag, indem er seine Entschlüsse je nach Gelegenheit und Umständen fasst. Ich bestehe auf den Haupteigenschaften, die ein Herrscher besitzen muss. Er muss ein Ehrenmann sein. Die Wohlfahrt seines Volkes muss ihm am Herzen liegen; sie ist unzertrennlich von der seinen. Er muss emsig und wachsam sein, oder die Maschine bleibt stehen, misstrauisch in den Finanzen, denn die meisten Finanzbeamten sind Schufte. Er muss sich vornehmen, selbst zu arbeiten, und sein Heer kommandieren; denn das ist das einzige Mittel, eine gute Armee zu haben. Seine Truppen verschaffen ihm dann im Frieden Achtung und lassen ihn im Kriege siegen. Auch kann sich Preußen nur behaupten, wenn ein zahlreiches Heer es gefürchtet macht, sind wir doch von überlegenen Feinden umgeben, mit denen

wir von heute auf morgen Krieg bekommen können. Der Herrscher muss in die Zukunft blicken, um die Dinge, die im Werden sind, vorauszusehen, muss seine Nachbarn beobachten und Bündnisse nur dann eingehen, wenn er die Bedingungen reiflich erwogen hat, und nur mit Herrschern, die zu dieser Zeit die gleichen Interessen haben wie er. Ich rate ihm, in seinen Entschliessungen vorsichtig und in ihrer Ausführung energisch zu sein. In alle Einzelheiten der Regierung muss er eindringen, damit er selbst herrschen kann. Nie darf er Eigensinn mit Festigkeit verwechseln. Jedem Herrscher, der diese Bedingungen erfüllt, prophezeie ich die grössten Erfolge und dauernden Ruhm. Nichts als Unglück aber sehe ich für die voraus, die ihrer Trägheit nachgeben und den Dingen ihren Lauf lassen, statt einzugreifen, bei denen Bequemlichkeit und Schlaffheit über ihre Pflicht siegen, so dass sie die Leitung der Armee und des Staates in andere Hände legen. Ich wünsche, dass dergleichen nie vorkommt.

Nochmals empfehle ich das Wohl unseres Staates, sein Gedeihen, sein Glück und seinen Ruhm dem, der die Welt regiert, der die Reiche erhebt und erniedrigt und die Geschicke des Alls in seinen Händen hält.



Die Tonbüste von Johannes Eckstein aus dem Jahre 1786 zeigt den Alten Fritz mit asketischen Zügen. Die Jahrzehnte des enormen Drucks, der aufdem Monarchen lastete, haben ihn starkgemacht, die französischen Grillen vertrieben und sein deutsches Wesen betont.

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Friedrich der Grosse

Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) kann als einer der letzten Universalgelehrten bezeichnet werden.' Er wurde zum Sinnbild des Dichtergenies, malte, trieb medizinische Studien, erarbeitete eine Farbenlehre, wirkte als Dramatiker und Theaterleiter etc. – Der 1782 geadelte Goethe bildet ein Bindeglied zwischen Klassik und Romantik, die beide ihn prägten und die er beeinflusste. So empfand er Bewunderung für jenen Monarchen, der die Aufklärung aus Goethes Jugendtagen verkörperte wie kein zweiter Regent: «Einen solchen habt ihr gesehen vor kurzem hinaufwärts zu den Göttern getragen, woher er kam. Ihm schauten alle Völker der Welt mit traurigen Blicken nach.»

Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Grossen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muss schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und teilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Teilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muss jede Nation, wenn sie für irgendetwas gelten will, eine Epopöe [Epos] besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichtes nötig ist.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlt und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem grossen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher für die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten, eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man tat alles, um sich vor dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man tat's auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung, man tat, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, dass der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen: denn wie kann man von einem König, der geistig leben und geniessen will, verlangen, dass er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und geniessbar zu sehen? In Handwerks- und Fabriksachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, sehr mässige Surrogate aufnötigen; aber hier geht alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

FRIEDRICH WILHELM II.

Kabinettsordre vom 23. November 1791

Friedrich Wilhelm II. (1744-1797), Sohn des Prinzen August Wilhelm und somit Neffe Friedrichs des Grossen, trat 42jährig die Regierung an. Doch er übernahm die Herrschaft in einer Schwellenzeit. Zudem hielt der neue Monarch zwar wie sein Onkel die Pflicht hoch, lebtejedoch nicht dessen eiserne Tugenden. Besonders von seinen Ministern Wöllner und Bischofwerder, die dem Rosenkreuzerorden angehörten (wie auch Friedrich Wilhelm seit 1781), schlecht beraten, schmolz unter dem König der Staatsschatz erneut. Für die Künste jedoch, insbesondere auch für die deutsche Sprache, tat Friedrich Wilhelm II. mehr als der Alte Fritz.

So bekannt es mir auch ist, dass bei sämtlichen Departements, Kammern, Regierungen usw. äusserst brave, arbeitsame und fähige Männer angestellt sind und dass gemäss dessen auch die Geschäfte in der Art betrieben worden, so ist mir im Gegenteil doch auch nicht entgangen, dass sich verschiedene andere Subjekte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig observieren, woraus denn wiederum zu folgern, dass nicht allmal so verfahren worden, als zu erwarten gewesen.

Da nun aber ein dergleichen Verfahren inskünftig durchaus nicht mehr gelitten werden soll, auch solche unnütze Brotesser im Staate nur à charge [Kosten verursachen] und mehr schaden als nützen, so werden sämtliche

Departementschefs, Präsidenten usw. aufgefordert, wenn sich dergleichen Subjekte in ihrem Departement finden sollten (woran nicht zu zweifeln), wenn ohne Parteilichkeit verfahren, selbige zu notieren und davon eine Liste höheren Orts einzureichen; bei welcher denn in kurzem die Ursachen der physischen oder moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie am besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen.

Denn es ist nicht nötig, dass hierin ein Unterschied zu treffen, indem, zumal bei wichtigen Stellen, keine incapablen [unfähigen] und ihren Posten nicht völlig gewachsenen Subjekte füglich gelitten werden können, ohne dem Ganzen zu schaden. Dergleichen Männer können aber vielleicht sonst gut und ehrlich sein und daher einem minder wichtigen Posten ganz gut vorzustehen imstande sein.

Dahingegen ganz unbrauchbare, physische oder moralische, erstere, wenn sie infirme und incapable, mit mässigen Pensionen zu verabschieden; letztere als die moralisch Untauglichen aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmutz gegeben oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht getan oder sonst ganz unbrauchbar sind, sofort zu entlassen. Denn es ist besser, dass ein einzelnes Individuum leide, als wenn das Ganze dabei zugrunde gehe oder doch merklich leide.

KÖNIGIN LUISE

Brief an den Kronprinzen

Königin Luise von Preußen (1776-1810) war die Frau Friedrich Wilhelms II, der gemeinhin als mässiger König gilt. So kam seiner Gattin grössere Bedeutung zu, die, ohne persönliche politische Interessen zu haben, Einfluss auf Preußens Schicksal nahm. – Luise, die mit einem Minimum an höfischer Konvention aufgewachsen war, entzog sich strenger Etikette gerne, wofür das Volk sie schätzte. Seine unsterbliche Liebe gewann sie, als sie, dem Vorschlag General Friedrich v. Kalckreuths folgend, im Jahre 1807 vor Napoleon für Preußen sprach. Sie begab sich nach Tilsit und verhandelte anstelle ihres Mannes mit unvergleichlichem Charme. Obwohl es ihr nicht gelang, den korsischen Diktator zu rühren – sie sagte später, er habe «ein Herz aus Stein» gehabt –, bekannte dieser nachher, dass er ihrem Zauber um ein Haar erlegen sei. – Luises Volkstümlichkeit drückt sich auch in dem nachfolgenden Brief aus, in dem die mehrfache Mutter ihren Sohn, den Kronprinzen, warnt, unsteten Neigungen nachzugeben und verantwortlich zu entscheiden und zu leben.

Potsdam, den 26. April 1810

Höre meine mütterliche Stimme, mein lieber Fritz; bedenke das wohl, was ich Dir zärtlich so oft wiederhole; zähme die Laune, in der Du alles, was Du möchtest, haben willst, und für alles, was Du Dir denkst, gleich die Mittel zur Verwirklichung verlangst. Wer Dir vorredet, dass dies Charakter, dass dies wahre Freiheit sei, ist ein Narr oder ein falscher Freund.

Wirkliche Freiheit besteht nicht darin, dass man alles tut, was man kann, sondern dass man das Gute tut und was man als solches erkennt. Nur durch Überlegung wirst Du zur Erkenntnis kommen, was gut oder böse sei; nur durch Bändigung Deines Willens wirst Du zur Ausführung des Guten kommen, selbst wenn es mit Deinen Neigungen, Deinem Geschmack, Deiner Bequemlichkeit in Widerspruch steht; und Charakter haben heisst: Nach reiflicher Prüfung des Guten oder Bösen das ins Werk setzen, was man als das Gute erkennt, und alle Willenskraft daran setzen, um sich nicht durch die Leidenschaften abwenden zu lassen, die der höchsten Wahrheit des Guten widerstreben könnten.

Luise

HEINRICH VON KLEIST

An die Königin Von Preußen

Heinrich von Kleist (1777-1811) war ein Meister in fast allen literarischen Genres, das beweist gerade seine Lyrik. Hier gelingt ihm selbst das Sonett, eine Gedichtform, die aufgrund ihrer strengen Reglementierung höchste Anforderungen an den Dichter stellt, und deshalb seit Jahrhunderten einen Prüfstein für Poeten bildet. – Dieses an Minnesangmotive anknüpfende Sonett ist der Königin Preußens gewidmet und bildet eine Totenklage.

E*rwäg'* ich, wie in jenen Schreckenstagen
still deine Brust verschlossen, was sie litt,
wie du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
auf jungen Schultern herrlich hast getragen,

wie von des Kriegs zerriss'nem Schlachtenwagen
selbst oft die Schar der Männer zu dir schritt,
wie trotz der Wunde, die dein Herz durchschnitt,
du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

0 Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sah'n dich Anmut endlos niederregnen,
wie gross du warst, das ahneten wir nicht.

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert:
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
wenn er durch finst're Wetterwolken bricht.

FRIEDRICH VON GENTZ

Rede an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung

Nachdem Friedrich Wilhelm II. am *16. November 1797 an der Wassersucht gestorben war, folgte ihm sein Sohn, der 43 Jahre lang regieren sollte, auf dem Throne nach. Der neue König machte sofort mit den lockeren Sitten am väterlichen Hof ein Ende. Der haushälterisch-sparsame Friedrich Wilhelm IIL ist mit seiner bürgerlich-schlichten Lebensanschauung sowie seinem einfachen und unliterarischen Lebenszuschnitt ein echter Bürgerkönig gewesen. – Die Rede bei seiner Thronbesteigung hielt Friedrich v. Gentz (1764-1832), der bekannte konservativ-legitimistische Publizist. Er übersetzte u.a. Edmund Burkes* Reflections on the Revolution in France *(1790), einen Klassiker der antirevolutionären Literatur, und war als späterer Mitarbeiter Metternichs ein scharfer Gegner Napoleons.*

Euer Majestät besteigen den Thron Ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den grosse Seelen beneidenswert finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Beruf gewachsen zu sein. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkür zu lenken, war immer ein belohnendes, und oft ein sehr verdienstvolles Geschäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, selbständigen, und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu brin-

gen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten – dieser Genuss, dieser Triumph war den Regenten unserer Tage aufbewahrt.

Der Geist dieser Zeit reisst die Menschen über das Ziel ihrer eigenen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, das ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöset werden soll. Das wahre Wachstum der Menschheit gedeiht nicht in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus diese sich zusammenziehen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sicheres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen stark, mit Stärke wohlwollend zu sein, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch jedes einzelne Glied nur sanft und leise zu berühren: Das sind die Taten, wodurch jetzt wahre Unsterblichkeit zu erringen ist: Das sind die Taten, die wir mit bescheidener Sehnsucht, die wir mit liebevoller Zuversicht von Eurer Majestät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Untertanen ist das wahre Lebensprinzip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch blosse Macht dauern und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heisst, sich ihrer selbst als einer Kraft bewusst sein, die eine grosse Organisation gesetzmässig und wohltätig bewegt. Überdies ist die Frage: Ob blosse Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicherweise eine müssige: denn in Eurer Majestät Herzen war sie längst entschieden.

Die Verwaltung des Rechtes ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der preußischen Zivil-Administration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist als irgendein anderes der älteren und neueren Zeit; einfache, regelmässige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruches der Gerechtigkeit selbst erhob: Das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter als Schutz und Ruhe. Euer Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides sichern. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentieren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang

bringt und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: Alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenenhöchsten Würde und als solche nicht bloss aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines grossen und guten Königs verbannt.

Wir sagen es uns mit Entzücken – denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet –, dass alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Euer Majestät aufs Glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates, wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Euer Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten. Sparsamkeit und Freigebigkeit werden im wohltätigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Nie werden für grosse und erhabene Zwecke, für die Verteidigung des Staates, für die Unterstützung der Notleidenden, für Pläne zur Bildung der Bürger, zur Verbesserung oder Verschönerung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Existenz, nie werden für wahre Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten sein.

Eben so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fliesst. Die Domänen-Einkünfte sind nicht gross genug, um die gesamten Staatsausgaben zu decken: Es ist also eine unvermeidliche Notwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigentums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er – nicht etwa der Konvenienz, sondern – den Rechten eines anderen zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohltätigste Absicht des Urhebers, kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestät erhabenem Schutze müsse alles, was nicht die strengste Notwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vorteil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete.

Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Notbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die

Privatindustrie durch unnütze Reglements, hindere den Landwirt, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den grössten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll, muss den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloss schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr sein. Er gehört zu den veralteten Übeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen als ein fanatischer Missbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer deklamieren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachteiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, welches Presszwang gebietet, ausschliessend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, dass es, seiner Natur nach, nicht aufrechterhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unseren Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so gross, dass jede Massregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wann aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern; und das ist eben das Verderbliche, dass sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Mut mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Skribenten fangen an, für «helle

Köpfe» zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu «Märtyrern der Wahrheit». Tausend bösartige Insekten, die ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstigt von der Finsternis, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüter des Volkes und setzen ihr Gift – als wäre es eine verbotene Kostbarkeit – bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift – die Produkte der besseren Schriftsteller – verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die Ungerechten gutheisst.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessiert wäre, ob in diesem von Büchern umfluteten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Euer Majestät zu gross sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen, darum sei Pressfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Taten, für Schriften die den Charakter solcher Taten anziehen, müsse jeder verantwortlich, strenge verantwortlich sein: Aber die blosse Meinung finde keinen anderen Widersacher als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dieses System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefrässige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

FRIEDRICH WILHELM III.

An mein Volk

Friedrich Wilhelm II. von Preußen (1770-1840) kam 1797 auf den Thron. Der friedliebende Monarch konnte sich nur widerstrebend zum bewaffneten Widerstand gegen den korsischen Diktator Napoleon entschliessen. Erst, als es im Volke zu brodeln begann, und es schien, als wollten die Preußen den Aufrufen Yorcks folgen und sich gegen die Invasoren erheben, erliess Friedrich Wilhelm am 17. März 1813 den Aufruf An mein Volk, *in dem erstmals ein absoluter Souverän Opfer und Hilfe seiner Untertanen erbat. – Schon der nur eine Woche zuvor gestiftete neue Militärorden, das Eiserne Kreuz, war eine Auszeichnung, mit der nicht nur – wie bisher – Offiziere und Adlige, sondern jeder ausgezeichnet werden konnte.*

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte meiner Untertanen mir entriss, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiss unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, dass es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, dass des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mussten, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unseren Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wisst, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, Ihr wisst, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Grossen Kurfürsten, den Grossen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiss und Wissenschaft. Gedenkt des grossen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen, erinnert Euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

Grosse Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist gross und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag.

Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813
Friedrich Wilhelm

THEODOR FONTANE

Friedrich August Ludwig von der Marwitz

Theodor Fontane hat Friedrich August Ludwig von der Marwitz (1777-1837) unsterblich und zu einer populären Gestalt gemacht. – In seiner Jugend hatte eine Begegnung mit dem Alten Fritz grossen Eindruck auf den jungen v. der Marwitz gemacht. Später bewunderte er zwar die militärischen Leistungen des grossen Königs, nicht jedoch dessen Innenpolitik und Staatsordnung. Vielmehr forderte v. der Marwitz die Wiederherstellung ständischer Rechte und Institutionen, womit eine stärkere Begrenzung der Rechte des Königs verbunden war; so stand er zeitweise in Opposition zum Thron. *Den Stein-Hardenbergschen Reformen stand der konservative Politiker v. der Marwitz ebenfalls ablehnend gegenüber, schienen sie ihm doch «gottgegebener Ordnung» zuwiderzulaufen. Wegen seines aufrechten Charakters wurde er ein Repräsentant des «alten Preußen» genannt, und auch seine politischen Gegner schätzten ihn wegen seiner stets geübten Grundsatztreue und Ehrenhaftigkeit.*

Er hat's verschmäht, sich um den Kranz zu mühen,
den uns' re Zeit, die feile Modedirne,
geschäftig flicht für jede flache Stirne –
er sah nach oben, wo die Sterne blühen.

Die Marwitze haben dem Lande manchen braven Soldaten, manchen festen Charakter gegeben, keinen aber braver und fester als Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dessen Auftreten einen Wendepunkt in

unserem staatlichen Leben bedeutet. Erst von Marwitz' Zeiten ab existiert in Preußen ein politischer Meinungskampf. Das achtzehnte Jahrhundert mit seinem Rocher de bronze [Friedrich Wilhelm I. resümierte am Abend seines Lebens: «Ich habe die Junkers ihre Autorität ruiniert, damit der Staat wie ein Rocher de bronze [Bronzefels] dasteht.»] hatte hierlandes überhaupt keinen Widerstand gekannt, und die Opposition, die während der drei vorhergehenden Jahrhunderte, von den Tagen der Quitzows an bis zum Regierungsausgange des Grossen Kurfürsten, oft ernsthaft genug hervorgetreten war, war immer nur eine Opposition des Rechts oder der Selbstsucht gewesen. Ein Ideenkampf auf politischem Gebiete lag jenen Tagen fern. Das geistige Leben der Reformationszeit und der ihr folgenden Epoche bewegte sich innerhalb der Kirche. Erst die Französische Revolution schuf politisch-freiheitliche Gedanken, und aus der Auflehnung gegen den siegreichen Strom derselben, aus dem ernsten Unternehmen, Idee mit Idee und geistige Dinge mit geistigen Waffen bekämpfen zu wollen, gingen wahrhaft politische Parteien und ein wirklich politisches Leben hervor.

Derjenige, der, meines Wissens, zuerst den Mut hatte, diesen Kampf aufzunehmen, war Marwitz. Ich gedenke – zum Teil nach seinen eigenen Worten und Aufzeichnungen –, zunächst die äusseren Fakten seines Lebens und im Anschluss daran eine Schilderung seines Charakters zu geben. Die gereifteren und deshalb ruhigeren Anschauungen, zu denen sich unsere politischen Parteien hindurchgearbeitet haben, ermöglichen es uns, mit Unbefangenheit an unsre Aufgabe heranzutreten. Wie viele auch, mit grösserem oder geringerem Recht, bestrebt sein mögen, Einzelparagraphen des Konservatismus zu bekämpfen, das Prinzip selbst ist von jedem Denkenden anerkannt. Die Tage des Kampfes sind nicht vorbei, nur die der Verdächtigung sind hoffentlich überwunden. Wir wünschen uns frischen und freien Wind in den Segeln unseres Staatsschiffs, aber wir brauchen auch den rettenden Anker, der uns auf tiefem Grunde mit seinem Eisenzahne festhält, wenn die frische Brise zum Sturme zu werden droht. Und ein solcher Anker war unser Marwitz.

Friedrich August Ludwig von der Marwitz wurde am 29. Mai 1777 zu Berlin geboren, wo seine Eltern, die nur den Sommer über in Friedersdorf lebten, ein Palais in der Wilhelmstrasse bewohnten. Das bedeutendste Er-

lebnis seiner frühen Kinderjahre waren mehrmalige Begegnungen mit dem grossen Könige, das erste Mal in Dolgelin, einem Dorfe in der Nähe von Friedersdorf. Er selbst hat die Begegnung in höchst anschaulicher Weise beschrieben.

«Der Wagen hielt, und der König fragte: ‚Ist das Dolgelin?' – Ja, Ihro Majestät', lautete die Antwort. Dabei wurde umgespannt. Die Bauern, welche von Weitem ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen sachte näher und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Libbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenster in die Höh. Ich war nun höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir, als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin durch das Vorderfenster und trug einen alten dreieckigen Montierungshut, dessen hintere gerade Krempe er nach vorn gesetzt und die Schnüre losgemacht hatte, so dass diese Krempe vorn herunterhing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hutkordons waren losgerissen und tanzten auf dieser heruntergelassenen Krempe hin und her, die weisse Generalsfeder am Hut war zerrissen und schmutzig, die einfache blaue Montierung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak. Dazu hatte er schwarze Samethosen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er tat es aber nicht, sondern sah immer geradeaus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hochhalten und setzte mich wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen Kind das sei. ‚Des Herrn von Marwitz auf Friedersdorf.' – ‚Ist das der General?' – ‚Nein, der Kammerherr.' – Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherren nicht leiden.»

Das zweite Mal, es war im Mai 1785, sah unser Marwitz den König in Berlin. Die Schilderung, die er uns davon gegeben hat, ist nicht minder lebendig als die vorhergehende.

«Er kam geritten auf einem grossen weissen Pferde, ohne Zweifel der alte Conde, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der Ecole vétérinaire bekam. Des Königs Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur dass der Hut ein wenig besser konditioniert, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militärisch, aufgesetzt war.

Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondell (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstrasse waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblösst, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüsste, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und sowie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hatte ihn vom Halleschen Tore bis zur Kochstrasse gewiss zweihundertmal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der berlinischen Gassenjungen, die vor ihm tanzten, jauchzten, die Mützen in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen, das jetzt dem Prinzen Albrecht gehört, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete ihn da. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügeltüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblössten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.»

In seinem achten Jahre erhielt Marwitz einen Hofmeister. Er hiess Herr Rosa, war ein völliger Ignorant, aber ein rechtschaffener Mann. Die Unterrichtsmethode, nach der er verfuhr, erwies sich als die einfachste von der Welt, bewährte sich aber durchaus. Schroeckhs *Allgemeine Weltgeschichte,* um ein Beispiel für seine Methode zu geben, wurde vorgelesen,

was ohngefähr ein Jahr lang dauerte. War die letzte Seite gelesen, so wurde mit der ersten wieder angefangen. Der Sonnabend gehörte der Repetition. Nachdem Marwitz seinen Schroeckh zweimal durchhatte, fingen diese Repetitionsstunden an, eine Redeübung zu werden. Marwitz, mit gutem Gedächtnis ausgerüstet, hatte den Inhalt des Buches beinahe wörtlich im Kopf und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, jedes Kapitel wie eine Erzählung vorzutragen. Der Vorteil, der dadurch gewonnen wurde, war ein doppelter: Die Dinge sassen fest fürs Leben, und die Gewohnheit des Vortraghaltens gewann ihm die nicht hoch genug zu schätzende Fähigkeit, aus dem Stegreif zusammenhängend reden zu können.

Dreizehn Jahr alt, trat Marwitz als Junker in das Regiment Gensdarmes, also in dasselbe Regiment, in dem schon so viele Marwitze, darunter zwei seiner Oheime, gedient und Ruhm und Auszeichnung gefunden hatten. Dieser Eintritt verstand sich ganz von selbst; an die Möglichkeit eines anderen Berufs war im Vaterhause nie gedacht worden. Marwitz gedachte dessen immer voll Dank, denn wie wenig auch die Verhältnisse ihm zu Gunst und Willen gewesen waren, immer blieb er dabei, dass das Leben des Kriegers das schönste und der Krieg der Prüfstein des Mannes sei. In etwas einseitiger, aber charakteristischer Auffassung schrieb er darüber noch kurz vor seinem Tode: «Zu vieles Lernen ertötet den Charakter. Im Kriege nur fallen all die Künste weg, welche den Schein an die Stelle des Verdienstes setzen. Diese Eigenheit des Krieges wird nicht genugsam erkannt. Blick und Urteil unter erschwerenden Umständen, Tapferkeit und Ausdauer können nirgends anders als im Kriege gezeigt und erprobt werden. Nur hier kann man mit Sicherheit auf den Charakter des Menschen schliessen.»

Marwitz war also Junker im Regiment Gensdarmes. Wie er zeitlebens alles ernst nahm, so auch den Dienst. Der noch knabenhafte Körper musste dem starken Willen gehorchen, und der Junker avancierte zum Cornet und Offizier. Klein, wie er war, machte ihm das Reitenlernen die grösste Schwierigkeit, aber je mehr er diese Schwierigkeit empfand, desto mehr war er bestrebt, sie zu überwinden. Zu jeder Tageszeit sass er zu Pferde, gab aufs Genaueste bei denen acht, die als die besten Lehrer und Stallmeister galten, und fragte, versuchte und quälte sich so lange, bis er endlich vpllig triumphierte und zu einem der besten Reiter des Regiments

wurde. Das wollte damals etwas sagen; denn wenn man den Erzählungen und Berichten Glauben schenken darf, die Marwitz über diesen Gegenstand – dem er auch in späterer Zeit noch besondere Aufmerksamkeit widmete – hinterlassen hat, so war die Kunst des Reitens nur in der alten Armee zu Hause und wurde in die neue Heeresorganisation nicht mit herübergenommen. Während des Krieges und nach demselben sass man noch zu Pferde, aber man ritt nicht mehr. Mit wahrer Begeisterung gedachte deshalb Marwitz seiner Lieutenantstage, wo diese Kunst noch geblüht, und erzählte mit Vorliebe von den Jagdspielen, die damals von Kavallerieoffizieren der Berliner Garnison im Tiergarten aufgeführt wurden. Lieutenant Rothkirch von den Gensdarmes («ein gewaltiger Reiter, wie es keinen mehr gibt», setzt er hinzu) machte den Hirsch und verbarg sich im Walde; die anderen waren Jäger und Hunde. Es wurde parforcemässig lanciert und dann gejagt; der Hirsch sollte gegriffen werden, was aber fast niemals gelang.

Das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts brachte Krieg; Marwitz machte 1790 den resultatlosen polnischen Feldzug, 1793 bis 1795 die Rheinkampagne mit; wichtiger aber als diese Kriegsereignisse, an denen er bei seiner Jugend keinen hervorragenden Anteil nehmen konnte, war für ihn, besonders für seine geistige Entwicklung, die Rückkehr des Obersten Baron von der Goltz, der eine lange Reihe von Jahren hindurch in Paris als preußischer Gesandter gelebt hatte. Baron von der Goltz war ein naher Verwandter der Marwitzschen Familie und verbrachte seine Abende mit Vorliebe im Hause derselben. Die Französische Revolution und ihre Ursachen bildeten natürlich einen unerschöpflichen Stoff für die Unterhaltung. Der ehemalige Gesandte, der ein Vierteljahrhundert und länger den Ereignissen der französischen Hauptstadt gefolgt war und mit scharfem Auge die Schwächen und Fehler des Hofes, die Machinationen [Machenschaften] der politischen Gegner und die Verworfenheit, Keckheit und dämonische Zuchtlosigkeit der Volksmassen und ihrer Führer beobachtet hatte, war natürlich schon damals befähigt, Aufschlüsse über die Triebfedern und zugleich eine Gesamtdarstellung des grossen Ereignisses zu geben, wie es der Geschichtsschreibung, der ein Wust traditioneller Lobpreisung im Wege stand, erst in viel späteren Jahren möglich geworden ist. Er hatte alle kleinen und schlechten Leidenschaften in dem Hexenkessel tätig

gesehen und musste natürlich, durch die Lebendigkeit seiner Schilderungen und die Überlegenheit seines politischen Urteils, Anschauungen befestigen, zu denen die Keime von Anfang an im Gemüt unseres Marwitz gelegen hatten. Er war von Natur Royalist; von da ab begann er es auch mit Bewusstsein zu werden.

Noch mehrere Jahre lang blieb Marwitz im Regiment Gensdarmes, bis er im August 1802 seinen Abschied nahm. Was ihn direkt dazu bestimmte, ist schwer zu sagen. Waren es Vorgänge im Regiment, die ihm den Dienst verleideten, war es der frivole Ton der Residenz, der seinem auf Ernst und Wahrheit gestellten Wesen widerstand, oder war es seine Verlobung mit der schönen Gräfin Franziska von Brühl, die im Juli desselben Jahres stattgefunden hatte, gleichviel, er quittierte den Dienst und zog sich nach Friedersdorf zurück. Die Sehnsucht nach der väterlichen Scholle war erwacht; der Pflug trat an die Stelle des Schwertes. Sein ganzes Wesen liess keine Halbheit zu, und mit demselben Ernst, mit dem er Soldat gewesen war, ging er jetzt an die Bestellung seiner Äcker, an die Pflege seines Gutes. 1803 vermählte er sich. Aber trübe Sterne waren über Schloss Friedersdorf aufgegangen, und der Tod trennte nach kaum Jahresfrist ein Band, das die innigste gegenseitige Neigung geschlossen hatte. Marwitz bestattete die geliebte Frau, die sein Freud und Stolz gewesen war, und schrieb auf den Grabstein: «Hier ruht mein Glück».

«Hier ruht mein Glück», und in der Tat, es war, als habe Marwitz sein Glück begraben. Überall, wo sein Herz am verwundbarsten war, da wurde es jetzt verwundet. Was von dem Gange der grossen Weltereignisse in seine Einsamkeit drang, steigerte nur die Niedergedrücktheit seines Gemütes. Endlich kam ein grosser Schlag, und die politischen Vorgänge, die bis dahin nur Bitteres zu Bitterem gefügt hatten, jetzt schufen sie einen leidenschaftlichen Groll in seinem Herzen, und die Flamme hellen Zorns, die aufschlug, ward ihm zum Segen, indem sie ihn seinem Brüten entriss.

Der Napoleonische Übermut hatte Schmach auf Schmach gehäuft, neutrales preußisches Gebiet war in herausfordernder Weise verletzt worden; das durfte, das konnte nicht ertragen werden. Österreich und Russland standen bereits im Felde; Preußen musste seine Truppen zu dem vereinigten Heere beider stossen lassen; der Krieg war sicher – we-

nigstens in Marwitz' Augen. Er riss sich heraus, suchte beim Könige seinen Wiedereintritt nach, erhielt ihn und wurde mit dem Range eines Rittmeisters zum Adjutanten des Fürsten von Hohenlohe ernannt.

Aber nicht jeder in preußischen Landen war damals ein Marwitz. Viele wurden durch Furcht und selbstsüchtige Bequemlichkeit in ihren Ansichten bestimmt, andere trieben das traurige Geschäft der «Staatskünstelei». Noch viele Jahre später konnte Marwitz in nur zu gerechtfertigtem Unmut ausrufen: «Was redet man beständig von dem edlen Enthusiasmus von 1813? 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es, noch ehe man selbst in Grossem und Kleinem etwas verloren hatte, Schmach und Verderben vom Vaterlande fernzuhalten. Als nachher, wie zu gerechter Strafe, ein jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt und, um ein Wesentliches nicht zu vergessen, die französische Armee in Russland durch die Strafgerichte Gottes vernichtet war – da war es keine Kunst, Enthusiasmus zu zeigen.»

Der Tag von Austerlitz brach an, ehe Preußen sich entschlossen hatte; nach diesem Tage war es unnötig, noch kriegerische Entschlüsse zu fassen. Es blieb Friede, freilich ein Friede wie Gewitterschwüle, und Marwitz, nachdem er zum zweiten Male seinen Abschied genommen, kehrte nach dem väterlichen Gute zurück.

Die Erfahrungen der letzten Monate, die Schwäche, die Halbheit, die Indifferenz, ja die ausgesprochene französische Gesinnung, der er fast überall in der Hauptstadt begegnet war, während schon die Napoleonischen Adler stossbereit über Preußen schwebten, alles das hatte wenig dazu beitragen können, seinem Gemüte den Mut und die Freudigkeit zurückzugeben, die ihn zehn Jahre früher erfüllt hatten, wenn er bei «Hirsch und Jäger» im Berliner Tiergarten einer der eifrigsten unter den Eifrigen gewesen war. Trübes Gewölk hing jetzt andauernd über ihm, und wenn auf länger oder kürzer das Wetter verschwunden schien, das drohend über dem Lande stand, so traf es ihn doppelt hart am eigenen Herd. Das Kriegsfeuer, das die Luft hätte reinigen können, war dem Lande zur Unzeit erspart geblieben, aber auf seinem eigenen Hofe brach ein Feuer aus und zerstörte Ställe und Scheunen und die Ernte des letzten Jahres. Zu der innerlichen Not gesellte sich äussere Bedrängnis; was ihn aufrecht hielt,

war ein starkes Gottvertrauen und das bestimmte Gefühl, dass neue Not und neue Kämpfe bevorstünden, gegen die es geboten sei, sich zu waffnen. Das Unglück, das ihn traf, rüstete ihn gegen grösseres.

Dieses «grössere», wer kennte es nicht! Die Kaiserkatze, die so lange mit der Maus gespielt hatte, jetzt war sie des Spieles müde und hob die Tatze, um tödlich zu treffen. Der Kampf war unvermeidlich geworden. Zum dritten Male trat Marwitz ein; er hoffte nichts, aber gleichviel, er liebte es, da zu stehen, wohin ihn Pflicht und Ehre stellten, unbekümmert darum, ob ihm auch die Hoffnung zur Seite stehe. Fürst Hohenlohe, der ihn schätzengelernt hatte, erbat ihn sich abermals als Adjutanten. Der König willigte ein. So kam der Nebelmorgen jenes 14. Oktober, der soviel Schmach und Elend in seinen Schleiern barg. An Marwitz lag es nicht, dass der Ausgang des Tages war, wie er war; das Pferd wurde ihm unterm Leibe getötet, sein Hut von Kugeln durchlöchert, mehr als einmal führte er wankende Regimenter in die Schlachtreihe zurück – umsonst, die Anstrengungen der einzelnen vermochten nichts. Geist, Leben, Siegeszuversicht waren, wie aus Land und Volk überhaupt, so auch aus jener stolzen Schöpfung gewichen, die sich die Armee Friedrichs des Grossen nannte, und was längst tot war, wurde an jenem Tage sichtlich zu den Toten geworfen. Die gesunden Elemente, soweit sie jener Tag nicht mit begrub, retteten sich in eine neue Zeit hinüber.

Ist es nötig zu sagen, dass Marwitz unter diesen gesunden Elementen war? Er glaubte an die Wiedererstehung Preußens und arbeitete daran. Die Mittel und Wege, die ihm dazu die rechten dünkten, waren freilich völlig abweichend von dem, was in den Augen der Neugestalter Preußens als das Richtige galt. Er konnte und wollte sich nicht überzeugen, dass Adel und Bürgertum als solche, oder ihr Verhältnis zueinander, das Unglück des Landes verschuldet haben sollten; umgekehrt erschien es ihm, als sei das Unheil hereingebrochen, weil beide Stände ein halbes Jahrhundert lang aufgehört hätten, ein echter Adel und ein rechter Bürgerstand zu sein. Noch auf dem Stettinschen Landtage im Jahr 1602 hatte die Ritterschaft feierlich geschworen, denjenigen, der sich künftig weigern werde, richtige Schulden prompt zu bezahlen, für einen Unmann, Schelm und Bösewicht zu halten und mit ihm weder essen noch trinken zu wollen. Versündigung am Vaterland, Höhnung des Gottesdienstes, grobe Insol-

venz, mutwilliger Bankrott sollten der ritterschaftlichen Vorrechte verlustig machen und den Gutsbesitz auf den würdigeren Agnaten bringen. In solchem wahrhaft ritterlichen Sinne hatten der pommersche und brandenburgische Adel ihre Kinder meist in spartanischer Genügsamkeit für den Dienst des Königs erzogen, und die Schlachtfelder, auf denen Preußen seine Ebenbürtigkeit mit den grossen Mächten errungen, hatten dem Stande den ersten Rang nach dem regierenden Hause gegeben (Pertz, *Das Leben Steins).* Und Marwitz selbst schreibt über denselben Gegenstand: «In der Tat hat es niemals eine Institution gegeben, in welcher das Rittertum ähnlicher wieder aufgelebt wäre als in dem Offiziersstande Friedrichs des Zweiten. Dieselbe Entsagung jedes persönlichen Vorteils, jedes Gewinstes, jeder Bequemlichkeit – ja, jeder Begehrlichkeit, wenn ihm nur die Ehre blieb; dagegen jede Aufopferung für diese, für seinen König, für sein Vaterland, für seine Kameraden, für die Ehre der preußischen Waffen. Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für den eigenen Leib keine Sorge.» – Die alten Stände des Landes sollten sich selbst wiederfinden; der Egoismus sollte ausgefegt, die Zugehörigkeit zum Staat und das Bewusstsein davon neu geboren werden. An die Stelle des Schlendrians und der Laxheit sollten Umsicht, Pflichtgefühl und Rechtsbewusstsein, an die Stelle der Frivolität eine frische Glaubenskraft treten. In diesem Sinne wollte Marwitz reformieren. Gegen den Plan wird sich nichts sagen lassen. Ob es möglich war, ihn auszuführen, diese Frage werde ich später berühren. Die Steinsehe Gesetzgebung erschien ihm unpraktisch und revolutionär, aber er war insoweit mit ihr einverstanden, als sie die Gebrechen des alten Staates in dem Fehlen allen geistigen Lebens und Inhalts erkannte und durch geistige Mittel helfen wollte. Nur die Mittel selbst schienen ihm nicht richtig gewählt.

Marwitz liebte den rheinischen Freiherrn [vom und zum Stein] nicht, aber er respektierte ihn. Anders stand er zu Hardenberg. Dieser war ihm ein Gegenstand entschiedenster Abneigung, seine ganze Natur lehnte sich gegen ihn auf. Hardenberg, im Gegensatze zu Stein, wollte das Wohl des Staates aus der sogenannten «Staatswohlfahrt» gewinnen. Nicht der Geist sollte helfen, sondern das Geld. Diesen Staatswohlfahrtstheorien gegenüber – die in der finanziellen Bedrängnis des Landes ihre Entschuldigung fanden, wenn sie überhaupt der Entschuldigung bedürfen – legte sich

Marwitz die Frage vor: Beruht das Heil des Staates auf ökonomischen oder auf moralischen Prinzipien? Ist der reichste Staat seines Reichtums wegen der glücklichste? Oder verdient der glücklich genannt zu werden, in welchem die Freiheit der Bürger am festesten gegründet ist und in welchem die Bürger am ehesten fähig sind, ihr persönliches Wohl dem des Staates nachzusetzen? Und wenn ein Staat durch die Unbürgerlichkeit seiner Bürger (Adel, Bürger, Bauer) gefallen ist, kann ihm durch ökonomische Massregeln geholfen werden? Wird es nicht vielmehr darauf ankommen, ob man das verlassene, das abgefallene Volk zur Bürgerlichkeit wieder zurückführen kann? Und wenn man endlich den entbürgerten, also selbstsüchtigen Individuen Reichtum darreicht, werden sie dadurch bürgerlicher werden oder nicht vielmehr noch selbstsüchtiger? Diese Fragen waren es, die sein Herz bewegten, und im Sinn und Geist derselben stellte er sich Hardenberg gegenüber.

Möglich, dass diese Ideen nie über Schloss Friedersdorf hinaus laut geworden, nirgends als ein Samenkorn in die Gemüter anderer gefallen wären, wenn nicht bestimmte Ereignisse des Jahres 1811 unseren Marwitz auf die Schaubühne gerufen und in den Vordergrund politischer Kämpfe gestellt hätten. Wie es immer in solchen Fällen sein muss, ging er, der den Streit aufnahm, vom Zunächstliegendeh auf das Grosse und Allgemeine über. Der Rechtskampf führte zum Prinzipienkampf. So war es immer, wo Ernstes und Nachhaltiges erstritten wurde. Das blosse Sichverlieben in Prinzipien ohne festes Fundament bleibt in der Regel ein energieloses Ding.

Die erwähnten Ereignisse aber, die für Marwitz' späteres Auftreten entscheidend wurden, waren die folgenden: Hardenberg war entschlossen, die Macht der Stände zu brechen, ihre Existenz zu streichen; Schlag auf Schlag fiel. gegen die alte Landesinstitution. Er verfuhr nach bester Überzeugung, aber völlig revolutionär, alles mit dem Zwang und Drang der Umstände oder mit einer höheren Staatsraison entschuldigend. Äusserste Dinge geschahen. Königliche Domänen, die an die Stände verkauft, also für ständisches Geld ständisches Eigentum geworden waren, wurden zum zweiten Male an Privatleute verkauft; ein grosser Fonds, den die Stände unter Friedrich II. aus politischem Eifer gebildet hatten, um die endliche Tilgung landesherrlicher Schulden herbeiführen zu können, wurde eingezogen, aber nichtsdestoweniger die Pflicht der Schuldentil-

gung und Verzinsung bei den Ständen belassen; endlich drangen Regierungsbeamte in Begleitung von Landreitern in das Landschaftshaus ein, erbrachen, als man ihnen die Schlüssel verweigerte, die Kassen des Landarmeninstitutes und führten die deponierten Summen ständischen Eigentums gewaltsam fort. Dies alles war geschehen gegen Recht und Billigkeit, ja im Widerspruch mit einer Anerkenntnis, die man erst vier Monate früher gegen die Loyalität und Opferfreudigkeit der Stände ausgesprochen hatte. «Mit Rührung», so hiess es damals wörtlich in einem von Hardenberg kontrasignierten Erlasse, «haben wir die Beweise von Anhänglichkeit aller Klassen unserer getreuen Untertanen an unsere Person bemerkt, insonderheit auch die Hilfe erkannt, welche uns bei der Sicherstellung der Kontribution an Frankreich und bei der Aufbringung der einstweilen nötigen Fonds von unseren getreuen Ständen mit grösster Bereitwilligkeit geleistet worden ist.» – Und nun? Mit Gewaltmassregeln hatte man geglaubt, der weiteren Hilfebereitschaft der Stände nachhelfen zu müssen. Viele fühlten die Bitterkeit des Unrechts, aber wenige hatten den Mut, auszusprechen, was sie fühlten. Unter diesen wenigen stand Marwitz obenan. Er war der bewussteste und selbstsuchtsloseste und konnte energischer auftreten als andere, weil er im eigenen Herzen empfand, dass er den Kampfnicht um äusseren Vorteils, nicht um einer «Kasse», sondern um Rechtes willen aufnahm.

Er stellte sich an die Spitze der lebusischen Stände und protestierte. Er bat nicht, er bettelte nicht, er betonte das ständische Recht. Das war dem Minister zuviel, und je mehr er fühlen mochte, wie schwer der begangene Rechtsbruch sei, desto mehr empfand er die Notwendigkeit, die Klage stumm zu machen. Einschüchterung sollte helfen. Marwitz und Graf Finckenstein, die den Protest abgefasst hatten, wurden zu «warnendem Exempel» auf die Festung Spandau geschickt. Das Kammergericht selbst, als öffentlicher Ankläger auftretend, verfügte die Verhaftung beider, ohne dass ein Verhör oder eine wirkliche Gerichtsverhandlung stattgefunden hätte. So war denn auch der Anruf der Gerichte den vorweg Verurteilten abgeschnitten. – Marwitz, in seiner Bitterkeit, erklärte dies daraus, dass der Justizminister Kircheisen eine «Kreatur Hardenbergs» gewesen sei. Die eigentliche Erklärung – wie überhaupt die Erklärung alles dessen, was

an Rechtsverunglimpfungen vorausgegangen war – liegt wohl darin, dass in der allgemeinen Anschauung des Volkes, an der eben jeder mehr oder weniger teilnahm, ein ständischer Staat seit Langem nicht mehr existierte. Die Stände hatten neben der absoluten obersten Regierungsgewalt eine Art geduldetes Dasein geführt, die Könige waren so viel und die Stände so wenig gewesen, dass, als der Moment kam, wo die zweifellos in ihrem Recht gekränkten Stände wieder etwas sein wollten, niemand mehr einen rechten Glauben an die Rechtmässigkeit ihres Rechtes hatte.

Dies entschied für Marwitz' Lebenszeit, und vor seiner Seele stand von jetzt an das Aide-toi-meme [Hilf dir selbst!]. Das alte gekränkte Recht des Landes, den ständischen Staat, der nicht auf dem Wege Rechtens beseitigt war, gegen jeden Angriff zu halten, wurde von nun an seine Aufgabe, sein letztes Ziel. Da andere Schultern zu schwach oder zu träge waren, die Last auf sich zu nehmen, so tat er es. Den offenen Widerstand gab er auf, aber er schärfte sich die Waffen des Geistes für einen kommenden Kampf, und die Schwächen der Hardenbergschen Verwaltung sind vielleicht nirgends klarer und scharfsinniger erkannt und rücksichtsloser aufgedeckt worden als in den ziemlich zahlreichen Denkschriften Marwitz', die wir jener Epoche steter und energischer Gegnerschaft verdanken. Es sind Musterstücke nach der kritischen Seite hin, auch an Ideen ist kein Mangel. Aber um praktisch-unmittelbar zu helfen, dazu waren diese Ideen entweder überhaupt nicht angetan oder doch zu allgemeiner und weitaussehender Natur, und ihr Bestes ist ihre ideelle Anregung geblieben, die sie denn auch in reichem Masse gegeben haben.

Marwitz' Gefangenhaltung hatte im Juli 1811 stattgefunden. Mehr gehoben als gedemütigt war er nach Friedersdorf zurückgekehrt, voll des Gefühls, einen guten Kampf gekämpft zu haben. Mit gerechtem Selbstbewusstsein schrieb er später die Worte nieder: «Ich genoss seitdem eine weit verbreitetere Achtung und ward von allen Erbärmlichen geflohen als einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen kann.»

So kam der Winter 12 auf 13. Die französische Armee war vernichtet, und Marschall Macdonald, der das abgetrennt operierende zehnte Corps kommandierte, hatte ausgerufen: «Ou est la Grande armée? La Grande armée, c'est le dixième corps.» [«Wo ist die [napoleonische] Grosse Ar-

mee? Das zehnte Korps ist die Grosse Armee.] Die berühmte Kapitulation von Tauroggen war geschlossen; Alexander von der Marwitz, der jüngere Bruder, der damals in Potsdam lebte, brachte die Nachricht in fliegender Eile nach Friedersdorf. «Jetzt oder nie!» Beide Brüder waren einig, dass ein rasches und entschiedenes Parteiergreifen die Vernichtung des kaiserlichen Heeres und den Sturz Napoleons notwendig im Gefolge haben müsse; aber man war auch einig darin, dass es zweifelhaft sei, ob man in Berlin zu einem entschiedenen Parteiergreifen sich entschliessen werde. Der jüngere Bruder drang in den älteren, Schritte zu diesem Zwecke zu tun, rasche Entschlüsse zu fördern, die Schwankenden fest zu machen. «Du musst nach Berlin, zu – Hardenberg.» Marwitz stutzte. Der Bruder aber fuhr mit siegender Beredsamkeit fort: «Dies ist kein Moment der Abwägung; eile! Hardenberg ist bestimmbar und in einem ehrlich: in seinem Hasse gegen Frankreich. Vielleicht bedarf er nur eines Anstosses. Schon dein Erscheinen nach der unwürdigen Behandlung, die du von ihm erfahren und die du mit Würde getragen, wird einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Es muss wirken. Viel ist gewonnen, sobald du mit eingreifst.»

Marwitz ging wirklich. Er liess sich melden und trat ein. Diese merkwürdige Begegnung mit seinem alten Gegner hat er selbst beschrieben. «Ich kann nicht sagen, welchen Eindruck mein Eintritt auf ihn machte; Erinnerung dessen, was er mir und andern persönlich so oft versprochen und nicht gehalten hatte, Scham über sein Betragen gegen das Land und gegen mich und das Bestreben, in diesem hochwichtigen Momente mir nicht abermals nichtswürdig zu erscheinen, brachten in seinem Betragen eine seltsame Mischung von Verlegenheit und zuvorkommender Höflichkeit hervor. Ich sagte ihm: der gegenwärtige Augenblick müsse jeden Preußen und jeden Deutschen ergreifen; jetzt komme es darauf an, den Schaden wie?ergutzumachen, den man dem Lande zugefügt, wenn die Regierung sich jetzt würdig betrage, werde alles Vergangene vergessen werden. Ich käme also, um zu vernehmen, wie er denke, und um zu allem Vaterländischen die Hand zu bieten.»

Aber Marwitz sah sich abermals getäuscht. Nicht rascher, ehrlicher Kampf war es, was man wollte, wieder wurde von Abwarten, von Verhandlungen gesprochen; mit Bitterkeit im Herzen kehrte er nach Friedersdorf zurück. «Kein Krieg!» schien die Losung sein und bleiben zu wollen.

Napoleon überrollte mit seinen Söldnerheeren Europa. Nach der Niederwerfung Preußens im Jahre 1806 diktierte Napoleon den Frieden von Tilsit (1807), wobei Königin Luise sich bei einem Treffen starker ihre unterjochten Landsleute einsetzte.

Indessen, der Himmel hatte es anders beschlossen. Es wurde Krieg. Sechs kostbare Wochen waren versäumt, viel war verloren, aber nicht alles, und noch war es nicht zu spät. Brauche ich zu erzählen, dass Marwitz wieder zu den Fahnen eilte! Noch weit bitterere Kränkungen und Erfahrungen hätten es nicht vermocht, ihn in solchem Augenblick in seiner Einsamkeit zurückzuhalten.

Mit dem Rang eines Majors trat er ein und ward Anfang April mit der Bildung einer Landwehrbrigade betraut. Diese Brigade bestand aus vier Bataillonen des dritten kurmärkischen Landwehrinfanterieregiments und aus ebensoviel Schwadronen Landwehrkavallerie. Selber mit Eifer und Vorliebe Kavallerist, liess er sich die Ausbildung dieser vier Schwadronen besonders angelegen sein. Mit jenem gesunden Sinn, der ihn immer ausgezeichnet hatte, erkannte er auf der Stelle, dass hier unter «Ausbildung» etwas anderes verstanden werden müsse, als das Reit- und Exerzierreglement in langen Paragraphen vorschrieb. Was er tat, auch auf diesem relativ untergeordneten Gebiete, scheint mir wichtig und charakteristisch genug, um einen Augenblick dabei zu verweilen. Die Raschheit und Selb-

ständigkeit des Urteils, die jeder neuen Situation auch ein neues Benehmen anzupassen weiss, ist es ja vor allem, was den fähigen Offizier von dem bloss braven Soldaten unterscheidet, und in ähnlicher Weise, wie einst Lieutenant von dem Knesebeck während des Feldzuges in der Champagne einen halben Brottransport dadurch zu retten gewusst hatte, dass er nicht Anstand nahm, die andere Hälfte (ein paar tausend Kommissbrote) in einen sonst unpassierbaren Sumpf zu versenken, so war auch Marwitz seiner Landwehrkavallerie gegenüber rasch entschlossen, das erreichbar Unvollkommene einer unerreichbaren Vollkommenheit vorzuziehen. Sosehr er die Reitkunst verehrte und als unentbehrlich für eine echte, eigentliche Reiterei betrachtete, so klar erkannte er doch auch, dass unter den gegebenen Verhältnissen diese Reitkunst nicht gehegt und gepflegt werden konnte, ohne alles zu verderben. Die Landleute und Bauernknechte, die auf ihren kleinen, mageren Gäulen vor ihm im Sattel sassen, konnten reiten, freilich schlecht genug; aber gut oder schlecht, er hielt es für das Beste, sie bei ihrer Reitart zu belassen. Er sagte sich sehr richtig, dass, wenn ein Naturalist zur Reitkunst dressiert werden soll, er anfangs notwendig schlechter und ungeschickter reitet als vorher, weil er seine alten Gewohnheiten aufgeben soll und sich die neuen nicht schnell genug zu eigen machen kann. So liess er es denn beim alten, befahl, die Pferde mit blosser Trense zu zäumen, gab jedem Reiter einen Kantschu statt der Sporen und beschränkte seine ganze Forderung darauf, dass jeder imstande sei, dahin zu reiten, wohin er wolle. «Gewalt über das Pferd», war die einzige Forderung. Wie und durch welche Mittel war gleichgültig.

Mit dieser Reiterei, die, abgesehen von der Lanze und einem ärmlichen Uniformstück, nicht viel anders aussehen mochte als Bauerjungen und Pferdeknechte, die abends zur Tränke reiten, war Marwitz, weil er den Geist zu wecken gewusst hatte, nichtsdestoweniger imstande, am 7. Juni ein siegreiches Gefecht vor den Toren Wittenbergs zu bestehen und eine Abteilung polnischer Ulanen zu werfen und Gefangene zu machen. Eine Paradetruppe waren seine Landwehrreiter freilich nicht, und als während des Waffenstillstandes auf dem Tempelhofer Berge eine grosse Musterung vor dem König stattfand, ging das ganze Regiment, dessen kleine Klepper angesichts der Zuschauermenge scheu wurden, bis auf den letzten Mann

durch. Was der Anblick des Feindes nicht vermocht hatte, vermochte der Anblick der Berliner Beaumonde. Der König ritt an Marwitz heran und sagte lächelnd: «Ein Glück, dass die Mauer so fest stand.» Der Spott war empfindlich. Marwitz aber blieb unerschütterlich bei seinem System.

Und mit Recht. Wie seine Leute sich bei Wittenberg bereits bewährt hatten, so vor allem auch am 27. August in dem berühmt gewordenen Gefecht bei Hagelberg (bei Belzig). Den Ausschlag an diesem Tage gab freilich das Fussvolk. Es traf sich glücklich für unseren Marwitz, der an diesem Tage die Reserve kommandierte, dass er mit seinen drei Bataillonen die schon verlorene Schlacht zum Stehen bringen und endlich siegreich hinausführen konnte. Den entscheidenden Stoss tat sein Lebuser Bataillon, was zu dem Stolz; den er an diesem Tage über die tapfere Haltung seiner ganzen Brigade empfand, auch noch eine gewisse lokalpatriotische Befriedigung fügte. Die Verluste seines Truppenteils waren nicht unbedeutend gewesen, er selbst kam gesund heraus und erhielt nur – ähnlich wie bei Jena, wo sein Hut mehrfach durchlöchert worden war – eine Kugel durch den Mantel.

Das Gefecht von Hagelberg war, während des Feldzugs von 1813 und 1814, das einzige, wo es – von einer Reihe glücklich ausgeführter Streifzüge abgesehen – unserem Marwitz vergönnt war, sich persönlich und in mehr oder minder entscheidender Weise hervorzutun. Die Einschliessung Magdeburgs, wozu man ebenfalls seine Brigade verwendete, hielt ihn vom grossen Kriegsschauplatz fern. 1815 war er bei der Blücher'schen Armee und focht mit Auszeichnung bei Ligny und Wavre. Bei Wavre, wo so viel auf dem Spiele stand, hielt er mit dem 8. Ulanenregiment während des ganzen 19. Juni den exponiertesten Posten. Er hatte das Seine getan. An mässige oder zögernde Anerkennung war er gewöhnt.

Der Friede kam, und in Marwitz, der inzwischen zum Obersten (1817 zum General) aufgestiegen war, entstand die Frage: bleiben oder gehen. Die Neigung seines Herzens zog ihn zurück in die ländliche Stille, aber andere Erwägungen – «das schlechteste aller Motive, das Geld», wie er sich selber ausdrückt – hinderten ihn, seiner Neigung zu folgen. Während der Kriegsjahre war daheim alles rückwärts gegangen, der Wohlstand zerstört, die Erträge des Gutes auf ein Minimum reduziert, und so blieb er denn im Dienst, weil er sich gegen Frau und Kinder verpflichtet hielt,

sein Generalsgehalt nid ohne Nötigung aufzugeben. Möglich, dass er trotzdem zurüd getreten wäre, wenn nicht die zu seiner Brigade gehörigen Ri gimenter ihre Garnisonen in den Nachbarstädten des lebus sehen Kreises gehabt hätten, so dass es ihm möglich wurde, von Friedersdorf aus die dienstlichen Geschäfte zu leiten. Zu gleicher Zeit blieb er ein scharfer Beobachter der politischen Vorgänge, immer bereit, mit Wort und Schrift einzugreifei wo es nötig war, im Dienste der Sache (zumal gegen Harder berg) ein Zeugnis abzulegen.

Zehn Jahre lang führte er die Brigade. 1827, als ihn der Zr sammentritt des Brandenburgischen Landtages nach Berli führte, dem er als Vertreter des erkrankten Landtagmarschal zu präsidieren hatte, wurde ihm die Breslauer Division anste le der bisher kommandierten Brigade angeboten. Nach ku zem Schwanken lehnte er das Anerbieten ab. Er war müde g< worden im Dienst. Was aber den Ausschlag gab, war eben die Erwägung, dass die Übernahme eines fast vierzig Meilen vo Friedersdorf entlegenen Kommandos ein längeres Verweile auf seiner «Väter Schloss» unmöglich gemacht haben würd' So forderte er denn seinen Abschied und erhielt ihn. Der K nig liess ihn rufen, um ihm ein Abschiedswort zu sagen. Es wa eine Begegnung voll tiefpoetischen Gehalts. Der alte märk sche Edelmann, der, wie kaum ein anderer vor ihm, sein eig'nes Recht neben dem königlichen Recht von Gottes Gnaden z behaupten gewagt hatte, trat jetzt am Ende seines Lebens vo seinen König hin, den er immer geliebt und verehrt und doc in entscheidenden Momenten des staatlichen Lebens aus de Überzeugung seines Herzens heraus bekämpft hatte.

Es war im Potsdamer Schlosse. Der König, der von seiner Beinbruche kaum wiederhergestellt war, ging ihm durch de halben Saal entgegen, reichte ihm fest die Hand und sagt dann laut, in Gegenwart aller Umstehenden: «Mir sehr lei getan, einen so ausgezeichneten General zu verlieren.» Ma: witz, leise den Punkt berührend, wo Herr und Diener auseir andergegangen waren, antwortete mit der Versicherung un verbrüchlicher Loyalität. «Mir sehr wohl bekannt, immer nac Grundsätzen gehandelt haben», antwortete der König m gnädiger Verbeugung. So trennte man sich.

«Immer nach Grundsätzen gehandelt haben» – unter Wie derholung dieser königlichen Worte, die die ganze Bedeutung dieses Mannes in ei-

nen Satz zusammenfassen, nehmen auch wir von ihm Abschied. «Immer nach Grundsätzen gehandelt haben», das war es, was er in einer in ihren Grundsätzen sehr schwankenden Zeit vor geistig höher Begabten, vor Weiterblickenden und namentlich auch vor Glücklicheren voraushatte, das war es, worin seine Bedeutung wurzelte. An Wissen, an Talent mochten ihm viele überlegen sein, nicht an Charakter. Nicht ein reaktionäres Wesen schuf er, nicht ein albernes Junkertum; er war es, der den Mut einer Meinung hatte, längst ehe dieses Wort gemünzt und in Kurs gekommen war. Er war kein Rückschrittsmann, der eifersüchtig und missmutig auf jede Fortentwicklung geblickt hätte, er war nur misstrauisch gegen das alleinige Recht der Neuerungen. Und nach dieser Seite hin ihn zu schildern war der Zweck dieser Zeilen.

Am 7. Dezember 1837 ging er aus einem Leben voll Unruhe in die ewige Ruhe ein. Drei Tage später ward er neben seiner ersten Gemahlin begraben. Den Sonntag darauf ward ihm die Gedächtnispredigt gehalten, gemäss den Anweisungen seines Letzten Willens. Diese Anweisungen lauteten: «Der Prediger soll mich nicht loben wegen dessen, was ich auf Erden getan, sondern soll zeigen, wie das irdische Leben nur eine Vorbereitung ist zu dem ewigen. Er kann aber sagen, dass ich gestrebt habe mein Leben lang, die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdisches Wohlsein für nichts achtend. Er darf das sagen, weil es wahr ist.»

Wohl jedem, der mit gleichem Bewusstsein aus dieser Welt scheiden kann!

Ein Bild Marwitz', eingefasst von den Seitenbildnissen seiner beiden Frauen (die zweite war eine geborene Gräfin Moltke, gestorben am 18. November 1848), schmückt, wie bereits erzählt, die Friedersdorfer Kirche.

FRIEDRICH AUGUST VON DER MARWITZ

Prinz Louis Ferdinand

Friedrich August Ludwig von der Marwitz (1777-1837) erinnert sich in seiner Lebensbeschreibung an den Prinzen Louis Ferdinand. – Der märkische Edelmann v. der Marwitz erwarb sich als General Verdienste um die preußische Armee und im Kampf gegen Napoleon, dessen erbitterter Widersacher er war.

Ich hatte, wenn ich in Berlin war, auch den Prinzen Louis frequentiert, den ich im Hauptquartier zu Gera täglich gesehen hatte. In dieser Zeit musste seine echt preußische Gesinnung und echte Soldatenehre jeden anziehen, der auch sonst seine Lebensweise aufs Äusserste missbilligte. Es war ein Herr, wie es sonst, und namentlich in Frankreich, mehrere gegeben hat, aber wie wohl, seit die Welt sich so ganz ins Plache gewendet, keiner wieder geboren werden wird. Er war gross, schön wie Apoll, geschickt in allen Leibesübungen, ein gewandter und dreister Reiter, einer der stärksten Schläger im Fechten, im Ringen und Voltigieren (was man jetzt Turnen nennt), dabei so ausserordentlich stark, dass ich gesehen habe, wie er drei Finger in die Läufe von drei Infanterie-Musketen steckte und sie so mit einem Male aufhob! Hierbei ist zu bemerken, dass die damaligen Musketen um ein gutes Teil schwerer waren, als die jetzigen. Wenn er erschien in der sehr schönen und prächtigen Uniform seines Regiments, sei es zu Fuss, sei es zu Pferde (und nie auf einem anderen als dem allerschönsten), so war es nicht anders, als wenn der vornehmste

Herr in der Welt, der schönste und der Kriegsgott selbst sich sehen liess. Dieser Anschein war durch sein der Armee vorleuchtendes Betragen in den drei Feldzügen am Rhein vollkommen gerechtfertigt. Dabei hatte er mannigfaltige Kenntnisse und war ein Virtuose auf dem Klavier, wie es deren wenige gibt. Er hatte die letzten Jahre den Kapellmeister Dussek in seinem Dienst, mit dem er immer **a** quatre mains [vierhändig] spielte und der ihn auch in seinem letzten Feldzuge auf das Schlachtfeld von Saalfeld begleitete, wo der Prinz seinen Tod fand.

Bei allen diesen Eigenschaften war es kein Wunder, dass er der Liebling aller Frauen war, was er gehörig zu benutzen verstand. Bei den anständigen hatte er den besten Ton, wie er denn überhaupt ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter war; er kaptivierte sie alle, alt oder jung, und wenn unter den ersten auch die strengste Sittenrichterin war, die sich vermessen hatte, übel von ihm zu reden, so brauchte er sich nur an sie zu machen und in ein paar Unterredungen hatte er sie auf seine Seite gebracht. Alsdann hiess es: «C'est dommage, mais il est charmant.» [«Es ist schade, aber er ist bezaubernd.»] – Er war der höflichste Wirt. Wenn man bei ihm speiste, so liess er Degen und Hut ablegen und liess die Gäste, und wenn Leutnants dabei waren, voran ins Speisezimmer gehen, er der letzte.

Es lag Ausserordentliches in ihm, und es wäre etwas Ausserordentliches aus ihm geworden, wenn unser Krieg nicht durch den Frieden von Basel (wo er erst dreiundzwanzig Jahre alt war) beendigt worden wäre. Aber er kam in seine Garnison, Magdeburg, zurück, und wenn er gleich sein Regiment in der besten Verfassung erhielt, so war doch diese Beschäftigung für seinen hochstrebenden Geist viel zu geringfügig und war bei den damaligen alten Soldaten jeden Tag in wenigen Stunden abgemacht. Da seine wiederholten Bitten, die Feldzüge bei der österreichischen und 1799 bei der russischen Armee mitmachen zu dürfen, ihm jederzeit abgeschlagen wurden – und der politischen Lage wegen, in die wir uns nun einmal gestürzt hatten, wohl abgeschlagen werden mussten – so verlebte er dreizehn Jahre eigentlich im Nichtstun und stürzte sich in Zerstreuungen. Er strengte sich an bei den ermüdendsten und gefährlichsten Jagden, bei den angreifendsten Ritten und vergnügte sich dann mit Freunden, die zahlreich zuströmten – wie in solchen Fällen immer – an der Tafel und mit den Mädchen.

THEODOR FONTANE

Prinz Louis Ferdinand

Prinz Louis Ferdinand (17721806), ein Neffe Friedrichs II., war die Hoffnung vieler Patrioten. Er befehligte 1806 vor der Schlacht bei Jena die preußische Vorhut, die bei Saalfeld vernichtet wurde. Sein Tod wurde als Omen kommenden Unheils gedeutet – und wirklich folgte *kurz darauf die Niederlage von Jena und Auerstedt. – Fontane lässt sein 1898 verfasstes Gedicht mit den Worten enden: «Prinz Louis war gefallen und Preußen fiel – ihm nach.»*

Sechs Fuss hoch aufgeschossen,
ein Kriegsgott anzuschau'n,
der Liebling der Genossen,
der Abgott schöner Frau'n,
blauäugig, blond, verwegen
und in der jungen Hand
den alten Preußen-Degen –
Prinz Louis Ferdinand.

Die Generalitäten
kopfschütteln früh und spät,
sie räuspern sich und treten
vor Seine Majestät,
sie sprechen: «Nicht zu dulden
ist dieser Lebenslauf,
die Mädchen und die Schulden
zehren den Prinzen auf.»

Der König drauf mit Lachen:
«Dank' schön, ich wusst' es schon;
es gilt ihn kirr zu machen,
drum: Festungsgarnison;
er muss in die Provinzen
und nicht länger hier verzieh'n,
nach Magd'burg mit dem Prinzen
und nie Urlaub nach Berlin.»

Der Prinz vernimmt die Märe,
sass eben bei sein'm Schatz:
«Nach Magdeburg, auf Ehre,
das ist ein schlimmer Platz!»
Er meldet sich am Orte,
und es spricht der General:
«Täglich elf Uhr zum Rapporte,
ein für allemal!»

O Prinz, das will nicht munden,
doch denkt er: «Sei gescheit,
volle vierundzwanzig Stunden
sind eine hübsche Zeit,
Relais, viermal verschnaufen,
auf dem Sattel Nachtquartier,
und kann's ein Pferd nicht laufen,
so laufen's ihrer vier.»

Hin fliegt er wie die Schwalben,
fünf Meilen ist Station,
vom Braunen auf den Falben,
das ist die Havel schon,
vom Rappen auf den Schimmel,
nun fass die Sehnsucht ihn,
drei Meilen noch – hilf Himmel,
Prinz Louis in Berlin.

Gegeben und genommen
wird einer Stunde Glück,
dann, flugs wie er gekommen,
im Fluge geht's zurück,
elf Uhr am ander'n Tage

hält er am alten Ort,
und mit dem Glockenschlage
da steht er zum Rapport. –

Das war nur blosses Reiten,
doch wer so reiten kann,
der ist in rechten Zeiten
auch wohl der rechte Mann;
schon über Tal und Hügel
stürmt ostwärts der Koloss –
Prinz Louis sitzt am Flügel
im Rudolstädter Schloss.

Es blitzt der Saal von Kerzen,
zwölf Lichter um ihn steh'n,
Nacht ist's in seinem Herzen,
und Nacht nur kann er seh'n,
die Töne schwellen, rauschen,
es klingt wie Lieb und Hass,
die Damen steh'n und lauschen,
und was er spielt, ist das:

«Zu spät zu Kampf und Beten,
der Feinde Rosses Huf
wird über Nacht zertreten,
was ein Jahrhundert schuf,
ich seh' es fallen, enden,
und wie alles zusammenbricht,
ich kann den Tag nicht wenden,
aber leben will ich ihn nicht.»

Und als das Wort verklungen,
rollt Donner schon der Schlacht,
er hat sich aufgeschwungen,
und sein Herz noch einmal lacht,
voraus den ander'n allen
er stolz zusammenbrach,
Prinz Louis war gefallen
und Preußen fiel – ihm nach.

Im Tod des Prinzen Louis Ferdinand wiederholte sich eine uralte Tragödie, die niemanden unbewegt liess: Ein anscheinend perfekter Mensch – schön, stark, mutig, edel, jung – fiel. Symbolisch wurde sein Schicksal mit dem Preußens verbunden.

KARL VON CLAUSEWITZ

Bekenntnis

Karl Philipp Gottfried von Clausewitz (1780-1831) war in seiner Jugend ein Hörer Scharnhorsts in der Berliner Kriegsschule gewesen und zu dessen Lieblingsschüler avanciert. Ab 1810 Taktiklehrer in Berlin, wurde v. Clausewitz militärischer Berater des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (des späteren Friedrich Wilhelm IV). In seiner Gesandtenzeit von 1819 bis 1830 schuf v. Clausewitz jene Schriften, mit denen er sich in späteren Jahren als Militärtheoretiker und Philosoph einen Namen machte. Am berühmtesten ist zweifellos sein Werk Vom Kriege *(1832/34), das seine Witwe posthum herausgab. – Als schrecklich empfand der preußische Patriot, dass sein Land entsprechend dem erzwungenen* Allianztraktat *ein Truppenkontingent für Napoleons Russlandfeldzug zur Verfügung stellen musste. In verzweifelter Stimmung fasste Karl v. Clausewitz im Februar 1812 seine nachfolgende Bekenntnisschrift ab und bat zugleich um seine Entlassung aus der preußischen Armee. Er kämpfte als strategischer Berater des Zaren gegen Napoleon.*

Ich sage mich los von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls.

Von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will.

Von der kindischen Hoffnung, den Zorn des Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören; durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen.

Von der falschen Resignation eines unterdrückten Geistesvermögens.

Von dem unvernünftigen Misstrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte.

Von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das Allgemeine Beste.

Von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen, aller Menschenwürde.

Ich glaube und bekenne, dass ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins.

Dass es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll.

Dass es keine heiligere Pflicht zu erfüllen hat, keinem höheren Gesetz zu gehorchen.

Dass der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist.

Dass dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird.

Dass die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium [schützendes Heiligtum] seines Wohls.

Dass ein Volk unüberwindlich ist in dem grossmütigen Kampf um seine Freiheit.

Dass selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampf die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sicheren Wurzeln schlägt.

Ich erkläre und beteuere vor Welt und Nachwelt, dass ich die falsche Klugheit, mit der sich die kleinen Geister der Gefahr entziehen wollen, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflössen konnten, dass ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mut, d.h. mit ruhigem, aber festem Entschluss und klarem Bewusstsein, der Gefahr zu begegnen.

Dass ich die warnenden Begebenheiten alter und neuer Zeit, die weisen Lehren ganzer Jahrhunderte, die edlen Beispiele berühmter Völker nicht in dem Taumel der Angst unserer Tage vergesse und die Weltgeschichte hingebe für das Blatt einer lügenhaften Zeitung.

Dass ich mich rein fühle von jeder Selbstsucht, dass ich jeden Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirne

bekennen darf, dass ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampf um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden.

Verdient dieser Glaube in mir und in den mir Gleichgesinnten die Verachtung und den Hohn unserer Mitbürger?

Die Nachwelt entscheide hierüber!

Auf dem heiligen Altar der Geschichte lege ich dieses leichte Blatt nieder, in dem festen Vertrauen, dass, wenn der Sturm der Zeit es hinweg geweht, einst ein ehrwürdiger Priester dieses Tempels es sorgfältig aufheben und in das Jahrbuch des Lebens der vielbewegten Völker einheften werde.

Dann wird die Nachwelt richten und von dem Verdammungsurteil die ausnehmen, welche dem Strom der Verderbtheit mutig entgegengerungen und das Gefühl der Pflicht treu wie einen Gott im Busen bewahrt haben.

HEINRICH FRIEDRICH KARL VOM UND ZUM STEIN

Politische Leitsätze

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein (17571831), aus nassauischem Reichsrittergeschlecht stammend, leitete die sog. «Stein-Hardenberg'schen Reformen» ein, die massgeblichen Anteil daran hatten, Preußen zumfortschrittlichsten Staat seiner Zeit zu machen. In seiner berühmten Nassauer Denkschrift *(1807) legte vom und zum Stein Vorschläge zur regierungsstrukturellen und sozialen Anpassung Preußens an die Erfordernisse der Zeit vor. Hierzu gehörten die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, die Aufhebung des Zunftzwanges, die Neuorganisation der preufischen Regierung und besonders die Städteordnung, die den Bürger aktiv und gestalterisch in das Gemeinwesen einbezog. – Die Reformen vom und zum Steins waren von der Aufklärung, den Umwälzungen der Französischen Revolution und der Unterwerfung Preußens durch den von Napoleon diktierten Frieden von Tilsit (1807) geprägt. Durch die Betonung der preußischen Tugenden legte er den Grundstein für das Wiederaufblühen Preußens nach der Befreiung von französischer Herrschaft.*

Es ist gewiss, dass der philosophische Geist, welcher die Beziehungen verallgemeinert und die vereinzelten Gegenstände unter einem Grundsatz oder einem höheren Gesichtspunkt zusammenfasst, diejenige Art des Geistes ist, welche den grossen Mann bezeichnet; aber mit dieser Geistesart muss er die Kraft des Charakters verbinden, welche ihm in ru-

higen Zeiten den Fleiss zur Arbeit, die Hartnäckigkeit, alles was auf seine Ausbildung einwirkt zu verfolgen, in den Zeiten der Tätigkeit die nötige sittliche Kraft gibt, um die Anstrengungen des Geistes und des Körpers zu ertragen, welche der Drang der Umstände erheischt. Es war Mangel an Charakter, was in der Revolution die tugendhaftesten und aufgeklärtesten Männer gestürzt hat.

Es war diese Charakterstärke, welche man Enthusiasmus nennt, die den Thron der Kalifen begründete, die spanischen Eroberer Amerikas und ihre Besieger, die Bukaniere, begeisterte.

Lebt der Mann, welcher sich durch die Natur zu einer grossen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinen, kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten und diese Charakterstärke entfalten, wenn er sich mit den grossen Männern der Geschichte umgibt und sich durch ihre Vorbilder gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt.

Die polnische Nation ist stolz auf ihre Nationalität, sie trauert, sie, ihre Sprache, ihren Namen erlöschen zu sehen und feindet den Staat an, der ihr dieses Leid zufügt. Sie würde zufrieden gestellt werden, sie würde diesem Staat anhängen, wenn man ihr eine Verfassung gäbe, bei der ihr Nationalstolz beruhigt und ihr der Besitz ihrer Individualität gesichert wird. Diese nicht zu zerstören, sondern auszubilden, wird jeder für einen Gewinn halten, der nicht mechanische Ordnung, sondern freie Entwicklung und Veredlung der eigentümlichen Natur jedes Völkerstammes für den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft hält.

Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bürokratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt, jenen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vorteils, jene Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsform beherrschen. Man muss die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustand der Kindheit hinauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will.

Der Übergang aus dem alten Zustand der Dinge in eine neue Ordnung darf nicht zu hastig sein, und man muss die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu grossen Versammlungen beruft und ihnen grosse Interessen zur Diskussion anvertraut.

Hat man sich überzeugt, dass das Verdrängen der Nation von jeder Teilnahme an der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den Gemeingeist erstickt, und dass dessen Stelle eine Verwaltung durch besoldete Behörden nicht ersetzt, so muss eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten muss aufhören, und dessen Stelle nimmt die Tätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hinrufen und zur Teilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nötigen. Man muss bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken, denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten bekannt, und auf diese Art nimmt die Verwaltung eine dieser Lage gemässe Richtung und kommt in Übereinstimmung mit dem Zustand der Kultur der Nation. Es wird die Gesetzgebung einer Nation mangelhaft bleiben, wenn sie sich allein aus den Ansichten der Geschäftsleute oder der Gelehrten bildet. Die Ersteren sind mit Besorgung des Einzelnen so sehr überladen, dass sie die Übersicht des Ganzen verlieren, und so sehr an das Erlernte, Positive gewöhnt, dass sie allem Fortschreiten abgeneigt sind; die Letzteren sind vom wirklichen Geschäftsleben zu sehr entfernt, um etwas Nützliches leisten zu können. Hat eine Nation sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, geniesst sie einen mässigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr nur eine Teilnahme daran ein, so zeigen sich die wohltätigsten Äusserungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Missmut und Unwille, der entweder auf mannigfaltige, schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Massregeln unterdrückt werden muss. Die arbeitenden und die mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Tätigkeit ausschliessend auf Erwerb und Genuss geleitet wird, die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genussliebe und Müssiggang oder wirken nachteilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpierten Wert, das Gemein-

nützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müssigen Hinbrüten überlässt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten.

Die Grundursachen unseres Unglücks sind die Weichlichkeit und die Selbstsucht des Jahrhunderts, welche uns stets abgezogen haben von der durch die Pflicht vorgeschriebenen Linie, um die Opfer zu vermeiden, welche unsere Lage forderte; und diese Nichtigkeit des Willens, dieses Verlangen nach dem Genuss des Augenblicks sind es, die uns der Ehre, der Unabhängigkeit und selbst der Güter beraubt haben, welche allein unserer dummen Selbstsucht wünschenswert schienen. Das Übermass der Übel wird das kommende Geschlecht wieder stählen, vielleicht aber auch es vollends erdrücken und ganz vertieren, wenn wir uns nicht damit beschäftigen, unsere Kinder zu den Grundsätzen zurückzuführen, deren Verlassen an dem allgemeinen Untergange Schuld ist.

Unser ökonomisch-technologisch populierendes System, durch eine zentralisierende, regierungssüchtige Bürokratie angewandt, frisst sich selbst auf wie Saturn seine Kinder, wir sind übervölkert, haben überfabriziert, überproduziert, sind überfüttert und haben mit Buchstaben und Tinte die Beamten entmenscht und die Verwalteten entgeistet und alles in toten Mechanismus aufgelöst.

Religiöse Sittlichkeit und Vaterlandsliebe sind die einzigen, nicht zu erschütternden Träger des Charakters; ihrer Entwicklung und Befestigung bedarf der Mann, der sich zu höheren Stellen bestimmt und sie erreicht, noch mehr als der, so sich in den einförmigen Verhältnissen des Privatlebens bewegt.

In grossen Situationen entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen; man kann anderer Geist und Wissen benutzen und muss ihn wegen der menschlichen Beschränktheit benutzen, aber den Charakter eines anderen kann man sich nicht aneignen, wohl sich ihm mit Aufhebung aller Selbständigkeit unterwerfen.

ERNST MORITZ ARNDT

Karl Freiherr vom und zum Stein

Ernst Moritz Arndt (17691860) rief als Politiker und Schriftsteller das deutsche Volk gegen Napoleon aufund kämpfte gegen die französische Fremdherrschaft. Wegen seines vierbändigen Werkes Geist der Zeit *(1806-1818) musste er nach Schweden fliehen. 1812 ging er mit dem Freiherrn vom und zum Stein nach Petersburg. Dieses Erlebnis fand später in seinem Werk* Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H.K.F. vom Stein *(1858) seinen Niederschlag; Arndt kennt den grossen Reformer aus eigenem Erleben und nächster Nähe und liefert so eine Skizze, die die Fassade dieser Persönlichkeit zu durchdringen vermag.*

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, mutiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen, blitzschnellen Auffassung, einem kühnen, geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit – das war er selbst. Er musste fortstossen, was ihm im Wege stand, niederreissen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte – sehr schlimm, wenn diese grossen, aber auch gefährlichen Anlagen durch keineAnerkennung von Mass, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Dass der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben solle, darf nicht geleugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüt früh auf

das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperamentes meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer grossherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Widerstandes war er ungeduldig und begriff meist erst spät seine Notwendigkeit. Widerspruch und Widerstreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben musste er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Mut nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urteil oder ein rasches Wort je einmal gesündigt hatte, hat er laut oder still, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererstattung getan. Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stahl seines Charakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte stracks und gerade vor sich hin. Das war sein Glaube, dass durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit allein Dinge alle gewonnen werden sollen und erhalten werden können und dass kein Weg, der irgend krumm sein muss, Segen bringe. Das war sein Spruch: Es darf nichts getan werden, was nicht grade und offen getan werden kann. Also: Offener Weg, hohe Zwecke und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verächtlicher französischer Geldfeilscher und Späher namens Bourrienne sich erfrecht, mit dem Argwohn zu beschatten, als sei er fähig gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Dolchstiche sinnen? Als ein Mann, dessen Lust im Schaffen und Hervorbringen bestehen sollte, sah er den Gegenstand, der ihn eben anzog, sogleich in seiner ganzen abgesonderten Schärfe, einzeln, eng, einseitig, und meinte wohl anfangs oft, ihn auch so machen und ausführen zu können. Erst allmählich und bei

ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrösserte er sich vor seinen Blicken und zeigte seine verschiedenen Seiten und Verhältnisse und die verwandten Beziehungen. So war er demnach bestellt, dass er nie von oben nach unten hinab, sondern immer von unten nach oben hinaufstieg, von dem Kleinen zum Grossen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge sah er erst lange, nachdem sie vollendet waren. Für alles, sobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Teilnahme; es musste gleichsam von der Zeit schon etwas berostet und bemoost sein, damit er den Sonnenschein einer idealistischen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er; den alten deutschen Ritter, den weiland sendbar freien und unmittelbaren kaiserlichen Reichsmann fühlte er; auch teilte er manche Ansichten und Vorurteile seines Standes mit seinen Genossen; und wenn er in der neuen Zeit frisch gehandelt und gelebt hat, so hat er schon durch die Zeit, in welche seine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von dessen Art und Sitte bei den in dem letzten halben Jahrhundert Geborene begreiflicherweise kaum eine Ahnung sein kann. Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Besitz und altes Geschlecht, aber er hatte diesen Ritter auch idealisiert. Ihm sollte der Edelmann sein der Ewigrüstige, der Immergewappnete, der durch Rat und Tat für König und Vaterland Wirksame; ihm sollte der Landherr sein der tapfere einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen seinen Kräften der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so war, lebte und wirkte der Mann auch, streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, enthaltsam und mässig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Grossen und für grosse Zwecke stets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienste der Ahnen bloss des nichtigen Genusses pflegte, verachtete niemand mehr als er; den tätigen, brauchbaren, geschickten, ausgezeichneten Menschen je-

des Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen geborenen Gleichen an; ja so bescheiden war er, dass er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihn in irgendeiner Sache oder irgendeinem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet und selbst auf die Dinge, welche meist nur im Schein zu bestehen scheinen, immer den Glanz einer höheren Ansicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz! Wenn sein Leben durch Tatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, freilich auf eine unberechenbare Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte sein, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermütige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von seinem Heile geredet ward – mit welcher Macht ergoss sich dann dieses edle und stolze Gemüt für alles Schöne und Grosse, begeisternd für jeden, der irgendeinen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen erschien der ganze tiefe und wehmütige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken nimmer keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Dass der Feurige und Starke doch auch ein sehr Milder und Weicher war, dass er, wie unten ein Mann des Mutes, so oben ein Mann des Glaubens war, dass in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte. Daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demütig und bescheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, dass der Mensch nichts könne ohne Gott, dass Gott die Welt regiere; dass auch der Weiseste und Grösste wenig ausrichten könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling und jeder, der ruhmredig und ruhmtätig das Seine suchte und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser und baute al-

le seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheissenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und fester Christ; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos tätiger und arbeitsamer Bürger – und durch diesen seligen Glauben und durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltvollen Lebens verlassen hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz und in übermenschliche Härte hätte ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit besänftigt und gemildert worden.

Ewig dau're das Gedächtnis des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wenn das Vaterland uns aufruft.

HEINRICH VON KLEIST

Anekdote aus dem Letzten preußischen Kriege

Heinrich von Kleist wollte und konnte sich in keine literarische Kategorie ordnen lassen. Am daraus resultierenden Unverständnis seiner Zeitgenossen trug er schwer. Erst um 1900 herum wurden seine literarischen Fähigkeiten erkannt und gewürdigt. Die Sprachgewalt Heinrich von Kleists und seine brachiale, aus dem Leben gegriffen scheinende, nicht selten holzschnittartige Darstellungsweise zeichnen ihn aus. Obgleich v. Kleist ein zartes Empfinden besass, spiegeln seine Texte die Schrecken des Krieges, aber auch den Charakter jener Menschen, die diese Hindernisse überwinden und an ihnen wachsen.

In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir, auf einer Reise nach Frankfurt, der Gastwirt, dass sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte; und versicherte mir, dass, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof, und rief: «Herr Wirt!» und da ich frage: was gibt's? «ein Glas Branntwein!» antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft, «mich dürstet». Gott im Himmel! sag' ich, will Er machen,

In der *preußischen Armee erreichte die Todesverachtung einen Höhepunkt: Der einzelne Soldat wusste um seine Pflicht und stellte diese über persönliche Wünsche. – Diese Spielfilmszene zeigt die Erschiessung der Schillschen Offiziere vor Wesel durch Franzosen.*

Freund, dass Er wegkömmt? Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! «Ei was!» spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt. «Ich habe den ganzen Tag nichts genossen!» Nun Er ist, glaub' ich, vom Satan besessen! He! Liese! rief ich, und: Schaff ihm eine Flasche Danziger herbei, und sage: Da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. «Ach was!» spricht er, indem er die Flasche wegstösst und sich den Hut abnimmt, «wo soll ich mit dem Quark hin?» Und: «Schenk' Er ein!» spricht er, indem er sich den Schweiss von der Stirn abtrocknet, «denn ich habe keine Zeit!» Nun Er ist ein Kind des Todes, sage ich. Da! sag' ich, und schenk' ihm ein; da trink' Er und reit' Er! Wohl mag's ihm bekommen! «Noch eins!» spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: Noch eins? Plagt ihn.»! «Noch eins!» spricht er und streckt mir das Glas hin. – «Und gut gemessen», spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt, «denn es wird bar bezahlt!» Ei, mein' Seel', so wollt' ich doch, dass Ihn...! Da! sag' ich, und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zwei-

tes und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: Ist Er nun zufrieden? «Ach!» schüttelt sich der Kerl. «Der Schnaps ist gut! – Na!» spricht er und setzt sich den Hut auf, «was bin ich schuldig?» Nichts, nichts! versetz' ich. Pack' Er sich, in's Teufels Namen; die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! «Na!» sagt er, indem er in seinen Stiefel greift, «so soll's ihm Gott lohnen», und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf angeblasen: «Schaff' Er mir Feuer!» Feuer? sag' ich, Plagt Ihn...? «Feuer, ja!» spricht er, «denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen.» Ei, den Kerl reiten Legionen...! He, Liese! ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mensch ihm Feuer. «Na», sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul, «nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen!» Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordskerl! sag' ich, Ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich m,s Henkers Namen scheren, wo Er hingehört? Drei Chasseurs – sieht Er nicht? halten ja schon vor dem Tor! «Ei was!» spricht er, indem er ausspuckt, und fasst die drei Kerls blitzend ins Auge. «Wenn ihrer zehne wären, ich fürcht mich nicht.» Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. «Bassa Manelka!» ruft der Kerl und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein; sprengt, so wahr Gott lebt, auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohische Korps hinter sich hätte, an; dergestalt, dass, da die Chasseurs, ungewiss, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick wider ihre Gewohnheit stutzen, er, mein' Seel', ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt und: «Bassa Teremtetem!» ruft und «Sieht Er wohl, Herr Wirt?» und «Adies!» und «Auf Wiedersehn!» und «hoho! hoho! hoho!» – So einen Kerl, sprach der Wirt, habe ich zeit meines Lebens nicht gesehen.

JOACHIM NETTELBECK

Als Abgesandter Kolbergs beim König in Stargard

Joachim Nettelbeck (1738-1824) ging als «Held von Kolberg» nicht nur in die preußische Geschichte ein. Bereits während dreier Belagerungen im Siebenjährigen Krieg hatte der Händler und Kapitän seine Heimatstadt Kolberg verteidigt. Berühmt aber wurde Nettelbeck, der an der Seite Ferdinand v. Schills und August Graf Neidhardt v. Gneisenaus Kolberg verteidigte, als Napoleon Preußen überrannte. Die Belagerung der Ostseestadt durch die französischen Truppen dauerte vom 1. März bis zum 2. Juli 1807. Nur wenige Festungen, etwa Danzig und Graudenz, hatten sich neben Kolberg noch halten können. Der Frieden von Tilsit beendete die Belagerungen und belohnte die Unbeugsamkeit *der Kolberger. Joachim Nettelbeck wurden für seine Leistungen um die Verteidigung der Stadt vielfältige Ehrungen zuteil; so etwa jene, bis zu seinem Tode – als Zivilist! – eine Offiziersuniform tragen zu dürfen und eine königliche Pension zu erhalten. – In vorliegendem Text berichtet Nettelbeck von seinem Zusammentreffen mit dem preußischen König im Jahre 1809.*

Die Rückkehr unseres gefeierten Königspaares von Preußen nach Berlin im Dezember des Jahres 1809 war ein Ereignis, das meine Seele mit hoher, freudiger Teilnahme beschäftigte. Einem früheren Gerüchte zufolge sollte der Weg dasselbe auch zu uns nach Kolberg führen; aber der Anblick unserer fast noch rauchenden Trümmer konnte kein erfreulicher und uns selbst es daher kaum wünschenswert sein, das landesväterliche

Herz damit zu betrüben. Auch erfuhren wir bald, dass die Strenge der Jahreszeit die nächste und kürzeste Richtung geboten habe und der königliche Reisezug am 21. in Stargard eintreffen werde, um dort einen Rasttag zu halten. Es war also auch zu erwarten, dass die pommerschen Stände und andere Behörden der Provinz sich dort dem Könige vorstellen würden.

Diese Nachricht traf mich am 19. abends in einer Gesellschaft, wo viele würdige Männer unserer Stadt beisammen waren, und schnell und plötzlich flog mir ein Gedanke feurig durchs Herz. «Wie?» rief ich aus, «so viele unserer Landsleute sollten dort vor dem Könige stehen, ihm ihre frohen Glückwünsche darzubringen, und nur aus unserer Vaterstadt sollte sich niemand zu einer solchen freiwilligen Huldigung eingefunden haben? Das hat weder der König um Kolberg, noch wir um ihn verdient! Seine Gnade hat uns erst unlängst eine Kriegssteuer von nahe an zweimal hunderttausend Talern erlassen; bei welcher schicklicheren Gelegenheit könnten wir ihm dafür unseren Dank bringen, als wenn eine Deputation der Bürgerschaft sich jetzt dazu auf den Weg machte? – Vollmacht? Die würden wir von unseren verkehrten Stadtobrigkeiten, wenn es auch noch Zeit zur Beratung und Ausfertigung wäre, umsonst erwarten! Und wozu auch Vollmacht? Trägt sie nicht jeder mit seinem Gefühl der Dankbarkeit im eigenen Herzen? Wird dort auch nach Vollmacht gefragt werden, wo wir nichts bitten, nichts verlangen und wo nur allein unsere Glück- und Segenswünsche aus einem begeisterten Herzen hervorquellen werden?»

Alles war meiner Meinung, aber alles glaubte auch, es sei nicht mehr an der Zeit, diesen Gedanken weiter zu verfolgen; denn um ihn zur Ausführung zu bringen und zu rechter Zeit zur Stelle zu sein, würde man noch den nämlichen Abend sich auf den Weg machen müssen. – «Nun, und wenn es sein müsste», unterbrach ich die kühlen Zweifler, «warum nicht auch schon in der nächsten Stunde? Ich bin dazu bereit, aber ich bedarf noch eines Gefährten. Wer begleitet mich?»

Ringsherum nichts als Schweigen und Kopfschütteln, und schon wollte ich im feurigen Unmute auflodern, als der Kaufmann Herr Gölckel mir die Hand reichte, sich mir zum Gefährten erbot, in einer Stunde reisefertig zu sein versprach und nun selber zur Eile trieb, damit wir noch vor völli-

gem Torschluss die Festung im Rücken hätten. Ich selbst übernahm es, die Postpferde für uns zu bestellen.

Glücklich auf den Weg gelangt, bemerkten wir erst draussen auf dem Felde, dass es eine stockdunkle Nacht gab, und dass es schwerhalten werde, den rechten Weg nicht zu verfehlen. Wirklich auch hatten wir noch nicht Spie erreicht, als wir mit Unlust inne wurden, dass wir uns seitabwärts nach Garrin verirrt und genötigt waren, auf einem weiten Umwege wieder auf die Poststrasse zurückzukehren. Dies machte mich so ungeduldig, dass ich dem Postillon Zügel und Peitsche aus den Händen riss, um selbst zu kutschieren, und es könnte wohl sein, dass ich ihm nebenher einige fühlbare Denkzettel auf den Rücken zugemessen hätte. So ging es langsam weiter, von Station zu Station, ohne dass mein stetes Treiben sonderlich fruchtete oder dass ich auf die Vorstellung meines gleichmütigeren Reisegefährten viel gegeben hätte, der mir bemerklich machte, dass wir auf diese Weise mitten in der nächstfolgenden Nacht in Stargard anlangen und dann umso weniger in dem überfüllten Orte ein Quartier für uns auffinden würden. Diese Sorge kümmerte mich aus guten Ursachen ungleich weniger.

In der Tat war es auch, als wir an Ort und Stelle kamen, noch so früh am Morgen, dass wir noch alles in Finsternis und Schlaf begraben fanden. Dies hinderte jedoch nicht, dass ich gleich zunächst dem Tore mir ein Haus drauf ansah, vor welchem ich zu halten befahl. Es wurde abgestiegen, angeklopft und, nachdem es drinnen munter geworden, mit lauter Stimme Herberge begehrt. Die Antwort war, wie sie zu erwarten stand, eben nicht sehr tröstlich: alles sei dicht besetzt und kein Unterkommen mehr möglich. – «Aber, liebe Leute», rief ich dagegen, «den alten Nettelbeck werdet ihr doch nicht auf der Strasse stehen lassen?» – «Nein, wahrhaftig nicht!» scholl eine weibliche Stimme dagegen, «tausendmal willkommen! Da muss sich schon ein Winkelehen finden.» – Und es fand sich auch so bequem und wohnlich, dass wir noch in guter Ruhe einige Stunden ausschlafen konnten. Mein Reisegefährte hatte grosse Lust, sich über diesen glücklichen Zauber meines blossen Namens zu verwundern; allein ich entzauberte ihn schnell, indem ich ihm erklärte, dass ich bloss meinen alten, freundlichen Wirt wieder aufgesucht, bei welchem ich vor nicht gar langer Zeit gehauset hätte, als ich hier das Kind meines Freundes, des Regierungsrates Wisseling, aus der Taufe gehoben.

Noch vormittags ward die Ankunft des königlichen Paares erwartet, dessen Zug vor unserem Hause vorüber musste. Wir warfen uns also in unsere Staatskleider – ich in meine Admiralitätsuniform, mein Gefährte in das Kostüm der Bürgergarde – und erwarteten auf einer erhöhten Treppe den für unser Herz so teuren Anblick, dessen Hoffnung bereits überall eine unzählbare Menge um und neben uns versammelt hatte. Wagen auf Wagen, mit dem königlichen Gefolge erfüllt, rollten vorüber. Endlich um zehn Uhr nahte sich der König selbst, neben ihm die Königin sitzend, langsamen Schrittes in einem offenen Wagen. Es klopfte uns hoch in der Brust, und wir verbeugten uns ehrerbietig samt allen übrigen, ohne jedoch darauf rechnen zu können, ob wir bemerkt worden sein würden.

Jetzt aber forderte ich meinen Begleiter auf, dem Zuge mit möglichster Eile zu folgen oder lieber noch zuvorzukommen, um die Gelegenheit zu unserer persönlichen Vorstellung nicht zu versäumen, bevor der Monarch noch dicht und immer dichter umzingelt würde. Denn was für ein Eulenspiegelstreich wäre es gewesen, uns im Namen einer ganzen Stadt auf den fernen Weg gemacht und dennoch unser Wort nicht angebracht zu haben! Allerdings war das Gedränge um des Königs Quartier unbeschreiblich gross und lebendig, aber mein treuherziges: «Kinder, maakt en betken Platz!» und auch wohl die paar Streifen Gold auf unseren Röcken halfen uns zuletzt glücklich durch das Gewühl, bis wir durch das Spalier des Militärs vorgedrungenwaren, uns unter die bunten Gruppen der Offiziere und diensttuenden Adjutanten mischten und so zuletzt die Flur des Hauses erreichten.

Noch kam es darauf an, uns mit unserem Wunsche, vorgelassen zu werden, an den rechten Mann zu wenden, als wir von des Königs Gemächern einen Stabsoffizier die Treppe herniedersteigen sahen, der auf uns zuging und mich freundlich fragte: «Gelt, Nettelbeck, Sie wollen den König sprechen? Dann ist's gerade an der rechten Zeit. Kommen Sie!» – Zugleich fasste er mich und meinen Freund an der Hand und stieg in unserer Mitte die Treppe hinauf. Nicht ohne seltsame Verwunderung fragte ich ihn: «Wie kommt mir das Glück, dass Sie mich beim Namen kennen?» – «Und darüber wundern Sie sich?» war die Antwort, «bin ich nicht in Kolberg bei Ihnen in Ihrem Hause gewesen?» – Es war der General v. Borstell.

Indem wir oben kamen, fanden wir zwei schwarz gekleidete Männer, Deputierte von der Kaufmannschaft einer benachbarten Stadt, vor der offenen Flügeltür, die zu des Königs Audienzzimmer führte. Der General wies sie vor uns hinein, und wir folgten dann nach. Das ganze grosse Zimmer war erfüllt von Generalen, Damen und anderen Standespersonen, worunter mir die Prinzessin Elisabeth, die von Stettin gekommen war, der General v. Blücher und andere bemerkbar wurden. Alles blitzte von Ordenszeichen jeder Art und Gattung, und es gab eine feierliche Stille, bis der König hereintrat samt seiner königlichen Gemahlin, und die Anwesenden ihnen nach der Reihe vorgestellt wurden.

Vor uns traten die genannten beiden Deputierten vor, die etwas beklommen schienen und überaus leise sprachen, so dass uns davon sowie von des Königs Antwort wenig oder nichts hörbar wurde, und was auch hier zur Sache nicht gehört. Als sie sich darauf zurückgezogen hatten, wandten beide hohe Personen sich zu uns, und mich anblickend, fragte der König: «Nicht wahr, der alte Nettelbeck aus Kolberg?» – und dann, während wir unsere Verbeugung machten, zu meinem Gefährten gekehrt: «Die Kolberger sind mir willkommen.»

Wir hatten im Voraus verabredet, uns, wenn es dahin käme, in unseren Vortrag zu teilen, damit wir nicht beide durcheinander sprächen. Ich hub demnach an: «Ew. Majestät geruhen gnädigst, uns zu erlauben, dass wir im Namen unserer Mitbürger Ihnen fussfällig unseren Dank bringen für die grosse Gnade und Wohltaten, die Sie unserer guten Vaterstadt haben angedeihen lassen. Wir haben dafür kein anderes Opfer als die abermalige Versicherung unserer unerschütterlichen Treue; nicht allein für uns, sondern auch für unsere spätesten Nachkommen, denen wir mit gutem Beispiel vorangegangen sind. Stets soll es ihnen in Herz und Seele geschrieben bleiben: Liebt Gott und euren König, und seid getreu dem Vaterlande!»

Hierauf wandte sich der König halb gegen uns und halb gegen die hinter ihm stehende glänzende Versammlung und sprach in lebendiger Bewegung die Worte: «Kolberg hat sich bereits im Siebenjährigen Kriege treu gehalten und dadurch die Liebe meines Grossoheims erworben. Auch jetzt hat es das Seinige getan, und wenn ein jeder so seine Pflicht erfüllt hätte, so wäre es nicht so unglücklich ergangen.»

Jetzt nahm mein Freund das Wort und äusserte, wie nahe es uns gehen würde, wenn unsere Gegenwart bei Sr. Majestät eine unangenehme Erinnerung aufregte; allein die Gefühle unserer dankbarsten Verehrung hätten uns nicht Zurückbleiben lassen wollen, und ganz Kolberg teile unsere Gesinnungen. Der König erwiderte darauf: «Ich weiss es, wenn früh oder spät einmal es die Umstände gebieten, werden die Kolberger auch gern wieder für mich auftreten.»

Hier fing ich Feuer und brach begeistert aus, indem ich mit der Hand auf mein Herz schlug: «Ew. Majestät, dazu lebt der freudige Mut in uns und unseren Kindern, und verflucht sei, wer seinem Könige und Vaterlande nicht treu ist!» – «Das ist recht! Das ist brav!» versetzte der Monarch, und als er darauf fragte, wie wir sonst in Kolberg lebten, gab ich zur Antwort: «Gut, Ew. Majestät! Kleinigkeiten machen wir unter uns ab, und ist es was Bedeutendes und wir können nicht durchkommen, da wenden wir uns geradezu an Ew. Majestät. Wir hoffen, Sie werden uns nicht sinken lassen.»

«Nein, nicht sinken lassen, nicht sinken lass ich euch!» rief der König, wobei er mir die Hand entgegenbot. – «Wendet euch nur an mich, und was zu erfüllen möglich ist, soll geschehen.» – Dann fragte er, ob wir eigentlich dieserhalb gekommen wären oder ob uns andere Geschäfte nach Stargard führten? – «Kein anderes Geschäft als der Auftrag der Unsrigen», entgegnete ich, «und eben dadurch wird dieser Tag der glücklichste unseres Lebens.»

Jetzt beurlaubte uns der König mit den Worten: «Ich danke euch! Grüsst eure guten und braven Mitbürger und sagt ihnen: auch ihnen dankte ich für die Treue und Anhänglichkeit, die sie mir erwiesen haben. Haltet immer auf Religion und Moralität.» – Als wir uns darauf verbeugten und Miene zum Abtreten machten, sagte der König: «Sie bleiben noch hier!» – worauf auch bald hernach die Königin sich uns näherte, neben ihren Gemahl trat und sich mit gütigem Lächeln und der Bemerkung zu uns wandte: «Wir haben uns heute schon gesehen»; und der Monarch fiel ihr ein: «Nicht wahr? Ich hatte doch recht geraten?» – So ergab sich's dann, dass ich oder meine Uniform dem königlichen Paare bereits im Vorbeifahren aufgefallen sein musste. Sie aber fuhr fort zu mir: «Ich bin gewiss recht froh, Sie hier zu sehen und persönlich kennenzulernen.» – «Und ich», war meine Antwort, «ich danke Gott dafür,

dass er mich den Tag hat erleben lassen, wo meine Augen den guten König und unsere allgeliebte Königin in solchem Wohlsein erblicken. Der Name des Herrn sei dafür gelobt!» – So erhielten wir nunmehr unsere gnädige Entlassung, eilten nach unserem Gasthofe zurück und waren von Herzen froh, unser Geschäft so wohl und mit solchen Ehren abgetan zu haben.

Indes hatte mein Freund sich entfernt, um einige Besuche in der Stadt bei seinen Bekannten abzulegen, als etwa nach einer Stunde ein königlicher Page, der uns lange vergeblich gesucht und erst durch den Polizeidirektor Struensee hatte ausfindig machen können, zu mir eintrat, um uns zur königlichen Tafel einzuladen. Es war spät, mein Gefährte war abwesend, und ich musste mich entschliessen, ohne ihn zu gehen. Im Tafelzimmer hatte auch schon alles seine Plätze eingenommen. Als ich dann mich dem Könige präsentierte, fragte er nach meinem Mitdeputierten, und als ich darauf nichts Genügendes zu erwidern wusste, fiel ein ungnädiger Blick auf den Pagen, der noch nächst der Tür stand, dass er seinen Auftrag so unvollständig ausgerichtet.

Ein Kammerherr führte mich zu meinem Sitze hin, wo rechts der General v. Pirch und links der General-Chirurgus Görke meine Tischnachbarn waren. Beide unterhielten sich mit mir während der Tafel aufs Freundlichste, und ersterer erbot sich, heute Abend zu dem grossen Ball, der von der Stadt veranstaltet worden, seinen Wagen zu meiner Abholung bei mir vorfahren zu lassen, was mit herzlichem Dank angenommen wurde.

Nach aufgehobener Tafel machte ich, wie ich es die anderen tun sah, dem königlichen Paare das stumme Zeichen meiner Verehrung und war im Begriff, gleich jenen mich zu entfernen, als der König mich noch bleiben hiess und dann der Königin einen Wink gab. Hierauf kam dieselbe herbei und führte mich in ein besonderes Nebengemach, wo ich nun mit einer freudigen Überraschung mich ohne Zeugen dem hohen Paare gegenübergestellt fand. Beide taten eine Reihe von Fragen an mich, die ich nach bestem Vermögen beantwortete, deren Inhalt aber nicht in diese Blätter gehört.

JOHANN GOTTLIEB FICHTE

Volk und Vaterlandsliebe

Der *Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) gilt als einer der Hauptvertreter des deutschen Idealismus. – Der 1794 an die Jenaer Universität berufene Denker musste diese Stadt aufgrund des gerade ausgebrochenen Atheismusstreites bald wieder verlassen. In Berlin und Königsbergfand Fichte die geistige Freiheit, derer er bedurfte. Hier fand er auch Kontakt zu bedeutenden Zeitgenossen, etwa dem .Theoretiker der Romantik», Friedrich v. Schlegel. – Fichte stand in der Tradition Kants und tratfür die Freiheit des Individuums und der Gesellschaft durch Bildung ein. Auch vom Freiheitsdrang inspiriert sind Fichtes* Reden an die deutsche Nation *(1807), die der Philosoph unter dem Eindruck der Niederlage gegen Napoleon hielt. Mit diesem Aufruflhalfder Republikaner Fichte mit, ein deutsches, die Schranken der Fürstentümer überwindendes Nationalbewusstsein zu schaffen. Seine Reden beeinflussten besonders die deutschen Studenten und machten Fichte zu einem geistigen Vater der Burschenschaften.*

Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen und sich nicht weiter wagen mag, als bis zu einem gewissen Punkte, der gibt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden, noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern alles, und

das Höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daransetzt, gibt den Widerstand nie auf, und siegt, so der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbständigkeit, fest ins Auge zu fassen, und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiss über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht und zu Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird, wie die römischen Heere; denn die ersteren haben alles zu verlieren, die letzteren bloss einiges zu gewinnen. Über die Denkart aber, die den Krieg als ein Glücksspiel ansieht, um zeitlichen Gewinn oder Verlust, und bei der schon, ehe sie das Spiel anfängt, feststeht, bis zu welcher Summe sie auf die Karten setzen wolle, siegt sogar eine Grille. Denken Sie sich z.B. einen Mahomet – nicht den wirklichen der Geschichte, über welchen ich kein Urteil zu haben bekenne, sondern den eines bekannten französischen Dichters –, der sich einmal fest in den Kopf gesetzt habe, er sei eine der ungemeinen Naturen, die da berufen sind, das dunkle, das gemeine Erdenvolk zu leiten, und dem, zufolge dieser ersten Voraussetzung, alle seine Einfälle, so dürftig und so beschränkt sie auch in der Tat sein mögen, dieweil es die seinigen sind, notwendig erscheinen müssen, als grosse und erhabene und beseligende Ideen, und alles, was denselben sich widersetzt, als dunkles gemeines Volk, Feinde ihres eigenen Wohls, Übelgesinnte und Hassenswürdige; der nun, um diesen seinen Eigendünkel vor sich selbst als göttlichen Ruf zu rechtfertigen, und ganz aufgegangen in diesem Gedanken mit all seinem Leben, alles daran setzen muss, und nicht ruhen kann, bis er alles, das nicht ebenso gross von ihm denken will, denn er selbst, zertreten hat, und bis aus der ganzen Mitwelt sein eigener Glaube an seine göttliche Sendung ihm zurückstrahle; ich will nicht sagen, wie es ihm ergehen würde, falls wirklich ein geistiges Gesicht, das da wahr ist und klar in sich selbst, gegen ihn in die Kampfbahn träte, aber jenen beschränkten Glücksspielern gewinnt er es sicher ab, denn er setzt alles gegen sie, die nicht alles setzen; sie treibt kein Geist, ihn aber treibt allerdings ein schwärmerischer Geist: der seines gewaltigen und kräftigen Eigendünkels.

Aus allem gehet hervor, dass der Staat, als blosses Regiment des im gewöhnlichen friedlichen Gange fortschreitenden menschlichen Lebens,

nichts Erstes und für sich selbst Seiendes, sondern dass er bloss das Mittel ist für den höheren Zweck der ewig gleichmässig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in dieser Nation; dass es allein das Gesicht, und die Liebe dieser ewigen Fortbildung ist, welche immerfort auch in ruhigen Zeitläufen die höhere Aufsicht über die Staatsverwaltung führen soll, und welche, wo die Selbständigkeit des Volkes in Gefahr ist, allein dieselbe zu retten vermag. Bei den Deutschen, unter denen, als einem ursprünglichen Volke diese Vaterlandsliebe möglich, und, wie wir fest zu wissen glauben, bis jetzt auch wirklich war, konnte dieselbe bis jetzt mit einer hohen Zuversicht auf die Sicherheit ihrer wichtigsten Angelegenheit rechnen. Wie nur noch bei den Griechen in der alten Zeit waren bei ihnen der Staat und die Nation sogar voneinander gesondert und jedes für sich dargestellt, der erste in den besonderen deutschen Reichen und Fürstentümern, die letzte sichtbar im Reichsverbande, unsichtbar, nicht zufolge eines niedergeschriebenen, aber eines in aller Gemüter lebenden Rechtes geltend, und in ihren Folgen allenthalben in das Auge springend, in einer Menge von Gewohnheiten und Einrichtungen. So weit die deutsche Zunge reichte, konnte jeder, dem im Bezirke derselben das Licht anbrach, sich doppelt betrachten als Bürger, teils seines Geburtsstaates, dessen Fürsorge er zunächst empfohlen war, teils des ganzen gemeinsamen Vaterlandes deutscher Nation. Jedem war es verstattet, über die ganze Oberfläche dieses Vaterlandes hin sich diejenige Bildung, die am meisten Verwandtschaft zu seinem Geiste hatte, oder den demselben angemessensten Wirkungskreis aufzusuchen, und das Talent wuchs nicht hinein in seine Stelle, wie ein Baum, sondern es war ihm erlaubt, dieselbe zu suchen. Wer durch die Richtung, die seine Bildung nahm, mit seiner nächsten Umgebung entzweit wurde, fand leicht anderwärts willige Aufnahme, fand neue Freunde statt der verlorenen, fand Zeit und Ruhe, um sich näher zu erklären, vielleicht die erzürnten selbst zu gewinnen und zu versöhnen, und so das Ganze zu einigen. Kein deutschgeborener Fürst hat es je über sich vermocht, seinen Untertanen das Vaterland innerhalb der Berge oder Flüsse, wo er regierte, abzustecken und dieselben zu betrachten, als gebunden an die Erdscholle. Eine Wahrheit, die an einem Orte nicht laut werden durfte, durfte es an einem anderen, an welchem vielleicht im Ge-

genteile diejenigen verboten waren, die dort erlaubt wurden; und so fand denn, bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besonderen Staaten, dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mitteilung statt, die jemals ein Volk besessen; und die höhere Bildung war und blieb allenthalben der Erfolg aus der Wechselwirkung der Bürger aller deutschen Staaten, und diese höhere Bildung kam denn in dieser Gestalt auch allmählich herab zum grösseren Volke, das somit immer fortfuhr, sich selber durch sich selbst im Grossen und Ganzen zu erziehen. Dieses wesentliche Unterpfand der Fortdauer einer deutschen Nation schmälerte, wie gesagt, kein am Ruder der Regierung sitzendes deutsches Gemüt; und wenn auch in Absicht anderer ursprünglichen Entscheidungen nicht immer geschehen sein sollte, was die höhere deutsche Vaterlandsliebe wünschen musste, so ist wenigstens der Angelegenheit desselben nicht geradezu entgegengehandelt worden, man hat nicht gesucht, jene Liebe zu untergraben, sie auszurotten, und eine entgegengesetzte Liebe an ihre Stelle zu bringen.

GERHARD VON SCHARNHORST

Denkschrift aus dem Jahre 1809

Gerhard Johann David von Scharnhorst (1755-1813) wurde nach dem Tilsiter Frieden im Juli 1807 zusammen mit v. Gneisenau zum wichtigsten Träger der Reform des preußischen Heeres. Er war davon überzeugt, dass ein Sieg über Napoleon nur durch die Mobilisierung der gesamten Volkskraft möglich sein würde, also durch das Volksheer. Dadurch wurde er zum Begründer des Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht. Weiter trat er für die Abschaffung der entehrenden Leibesstrafen ein und erstrebte den Aufbau des Offizierskorps auf der Grundlage von Können und Leistung anstelle der adligen Geburt, ohne ihm jedoch seinen Charakter als Führeraristokratie zu nehmen.

Nachdem ich diese meine untertänigste Rechtfertigung über die Einrichtung der neuen militärischen Oberbehörden und ihre Geschäftsführung Eurer Majestät vorgelegt habe, muss ich noch der neuen Einrichtung in der Armee erwähnen, weil auch gegen diese alles nur erdenkliche Nachteilige bei Eurer Majestät hervorgebracht wird, wie ich vielfältig glaube wahrgenommen zu haben [...]

Was wollen die Gegner der neuen Einrichtung?

Wollen sie, dass irgendein alter Mann als Chef durch die mit dem Alter verbundene Untätigkeit und Charakterschwäche den Kommandeur paralysiere, seine Anverwandten und Freunde bei dem Regiment protegiere und den kriegerischen Geist in den friedlichsten umwandelte? So werden

wir noch mehrere Schlachten von Auerstedt erleben. Sollen bloss adlige Kinder das Vorrecht haben, als Offiziere in ihrer krassen Unwissenheit und zarten Kindheit eingestellt zu werden, und Männer mit Kenntnis und Mut ihnen untergeordnet werden, ohne je eine Aussicht auf Beförderung zu haben, so wird den adligen Familien geholfen, die Armee aber schlecht werden und nie die Achtung der Nation sich erwerben – und ein Gespött der übrigen gebildeten Stände bleiben. Oder soll das Avancement bei den jungen Männern nicht nach Kenntnissen und bei den älteren nicht nach Verdiensten gehen? Soll das hohe Alter bloss zu höheren Stellen führen? Dann werden tätige, lebhafte, ambitiöse Männer, deren Geist den Körper bald verzehrt, zurückgesetzt – und faule, phlegmatische Dummköpfe mit nicht vielen Ausnahmen an der Spitze stehen. Wenn viele, sonst geachtete Männer meinen: man könne die Disziplin nicht recht erhalten, wenn nicht jeder sechzehnjährige Fähnrich und rohe Unteroffizier jeden alten Soldaten bei dem Exerzier- und Paradewesen über einen unbedeutenden, unschuldigen Exerzier- oder Putzfehler halb zu Tode prügeln dürfe, so darf man dieses nicht anders als wie ein Vorurteil ansehen.

Wenn die Nation sich als Verteidiger des Vaterlandes ansehen soll, so darf sie in dieser neuen Qualität nicht mit den entehrendsten Strafen, die selbst nur bei dem Auswurf der Nation in seltenen Fällen stattfanden, bedroht werden.

Will man aber die Ausländer, die Vagabunden, die Trunkenbolde, die Diebe, Taugenichtse und andere Verbrecher aus ganz Deutschland wiederhaben, welche die Nation verderben, die Armee dem Bürger verhasst und verächtlich machen und, sobald sie marschiert, weglaufen, dann wird man freilich nicht ohne die ehemaligen Strafen fertigwerden; zu entehrten Menschen gehören entehrende Strafen.

AUGUST WILHELM ANTON NEIDHARDT VON GNEISENAU

Nachruf auf Scharnhorst

August Wilhelm Anton Graf Neidhardt von Gneisenau (1760-1831) war neben Gerhard Johann David von Scharnhorst (1755-1813) die bedeutendste Persönlichkeit der preußischen Heeresreform. Die Heeresreform führte v. Scharnhorst im Zusammenhang mit den Reformen Steins durch, und sie trat u.a.für moderne Gefechtsformen sowie gegen die Prügelstrafe für Soldaten ein. 1813 leitete v. Scharnhorst die Vorbereitungen zum Freiheitskrieg. Am 2. Mai dieses Jahres wurde er als Generalstabschef Blüchers bei Grossgörschen verwundet und starb wenig später. – Neidhardt v. Gneisenau sollte bald hierauf zu dem entscheidenden militärischen Gegenspieler Napoleons I. werden.

Am 28. Juni starb zu Prag an den Folgen seiner in der Schlacht bei Grossgörschen erhaltenen Wunde der Königlich Preußische Generalleutnant von Scharnhorst.

Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziel, die Klarheit und Festigkeit des Verstandes, die umfassende Grösse der Ansichten, die Freiheit von Vorurteilen des Herkommens, die stolze Gleichgültigkeit gegen äusserliche Auszeichnungen, der Mut, in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlichtesten Mitteln durch die blosse Stärke des Geistes den grössten Zwecken nachzustreben, jugendlicher Unternehmungsgeist, die höchste Besonnenheit, Mut und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassendste

Kenntnis des Kriegswesens, machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte.

Billig und gerecht im Urteil, sanft und ruhig in allen Ver- haltmssen mit anderen, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange, zart und edel in der Empfindungsweise, war er emer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren. Was er dem Staate gewesen ist und dem Volke und der ganzen deutschen Nation, mögen wenige oder viele erkennen, aber es wäre unwürdig, wenn einer davon gleichgültig bliebe bei dem traurigen Todesfall. Es müsste keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahestanden, ihn verehrt und geliebt haben.

MAX VON SCHENKENDORFF

Auf Scharnhorsts Tod

Max von *Schenkendorff (17831817) setzte sich aktiv im Freiheitskampf ein. Der Lyriker erreichte mit seinen Gedichten und Liedern, etwa dem bekannten «Freiheit, die ich meine», viele Menschen. Der Tod v. Scharnhorsts traf den Dichter schwer. – Verdienste kultureller Art hatte sich der erst 19jährige Max v. Schenkendorff bereits 1803 als Student erworben, als er in einer Berliner Zeitung entschieden gegen den geplanten Abriss der Marienburg, der stark verfallenen Deutschordensritterburg, eingetreten war. Er konnte sowohl die Offentlichkezt wie den König ff r die Erhaltung und Wiederherstellung dieses bedeutenden Bauwerks des Mittelalters gewinnen.*

In dem wilden Kriegestanze
brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
sah er Freiheitswaffen blitzen,
doch ihn traf der Todesstrahl.

«Kugel, raffst mich doch nicht nieder,
dien' euch blutend, werte Brüder,
führt in Eile mich gen Prag.
Will mit Blut um Ost'reich werben,
ist's beschlossen, will ich sterben,
wo Schwerin im Blute lag.»

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
reissest alle Blüten ab,
rennen dich mit leisen Schauern –
heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
zieht uns manches teure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
haben Engel in den Himmel
seine Seele sanft geführt.
Zu dem alten deutschen Rate,
den im ritterlichen Staate
ewig Kaiser Karl regiert.

«Grüss euch Gott, ihr teuren Helden,
kann euch frohe Zeitung melden,
unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden,
schaut, ich trage Sühnungswunden
aus der heil'gen Opferschlacht.»

Solches hat er dort verkündet,
und wir alle stehn verbündet,
dass dies' Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Mut erkoren,
wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
wo die freien Adler horsten,
hat sich früh sein Blick gewandt;
nur dem Höchsten galt sein Streben,
nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
näher stand dem König keiner –
doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
wird er, wird im Volke leben,
besser als in Stein und Erz.

Lass uns deine Blicke scheinen,
darfst nicht länger mehr beweinen,
schöne Gräfin, seinen Fall.
Meinen's alle recht in Treue,
schau, dein Vater lebt aufs Neue
in des deutschen Liedes Schall.

HEINRICH VON KLEIST

Was gilt es in diesem Kriege?

Heinrich von Kleist (1777-1811) gilt als der grosse politische deutsche Dramatiker schlechthin, genial in seiner kämpferischen Wesensanlage und vom Patriotismus aus die deutsche Romantik erfüllend, sich dabei weder dieser noch der Klassik wirklich unterordnend. Sein Meisterdrama Die Hermannsschlacht *(1808, veröffentlicht 1821) etwa ist nur vordergründig ein historisches, vielmehr ein antifüanzösisches Drama, denn v. Kleist musste als Militär miterleben, wie Napoleon Bonaparte den europäischen Kontinent zu versklaven trachtete. – Tiefe Verbundenheit mit seinem Volke spricht auch aus dem folgenden Text, der den Grund des Krieges hinterfragt und mit der Schutzfunktion des Soldaten beantwortet.*

Eilt es, was es gegolten hat sonst in den Kriegen, die geführt worden sind, auf dem Gebiete der unermesslichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der, in dem Duft einer lieblichen Sommernacht, von Lorbeeren geträumt hat? Oder Genugtuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, deren Reize, vom Beherrscher des Reiches anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden sind?
Gilt es einen Feldzug, der, jenem spanischen Erbfolgestreit gleich, wie ein Schachspiel geführt wird; bei welchem kein Herz wärmer schlägt, keine Leidenschaft das Gefühl schwellt, kein Muskel vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es, ins Feld zu rücken, von beiden Sei-

ten, wenn der Lenz kommt, sich zu treffen mit flatternden Fahnen und zu schlagen und entweder zu siegen oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es, eine Provinz abzutreten, einen Anspruch anzufechten, oder eine Schuldforderung geltend zu machen, oder gilt es sonst irgendetwas, das nach dem Wert des Geldes auszumessen ist, heute besessen, morgen aufgegeben und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt; deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist. Eine Gemeinschaft, die unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müsste denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen, auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die in freier Wahl von der Gesamtheit aller Brüdernationen gesetzt wäre. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist; die, über jeden Zweifel erhoben, dem Besitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige ist, die die anderen am meisten lieben; deren Unschuld, selbst in dem Augenblick noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnisvoll erweckt: dergestalt, dass derjenige, der zu ihr gehört, nur seinen Namen zu nennen braucht, um auch in den entferntesten Teilen der Welt noch Glauben zu finden. Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Übermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigene Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflattert ist, unermüdlich, einer Biene gleich, alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich, als ob nichts, von Ursprung her Schönes in ihr selber wäre; in deren Schoss gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild der Menschheit reiner als in irgendeiner anderen aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts in dem Wechsel der Dienstleistungen schuldig ge-

Viele grosse Deutsche, Dichter, Denker und Persönlichkeiten, kämpften in den Befreiungskriegen gegen die französischen Invasoren. Johann Carl Aarlands Holzstich zeigt seine Zeitgenossen Friedrich Schleiermacher, August Wilhelm Iffland und Johann Gottlieb Fichte als «Vaterlandsvertheidiger».

blieben ist; die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinschaft, die, an dem Obelisken der Zeiten, stets unter den Wackersten und Rüstigsten tätig gewesen ist: ja, die den Grundstein desselben gelegt hat und vielleicht den Schlussblock darauf zu setzen bestimmt war. Eine Gemeinschaft gilt es, die den Leibniz und Gutenberg geboren hat; in welcher ein Guericke den Luftkreis wog, Tschirnhausen den Glanz der Sonne lenkte und Kepler der Gestirne Bahn verzeichnete; eine Gemeinschaft, die grosse Namen, wie der Lenz Blumen aufzuweisen hat; die den Tutten und Sickin- gen, Luther und Melanchthon, Joseph und Friedrich auferzog; in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt und Klopstock den Triumph des Erlösers gesungen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen wurden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll.

ERNST MORITZ ARNDT

Von Vaterland und Freiheit

Der Schriftsteller Ernst Moritz Arndt war vom fortschrittlichen Geist seiner Zeit erfasst und widmete sich den geistigen Grundlagen des erwachenden Patriotismus. Er bemühte sich um Klärung, wollte wissen, was hinter Begriffen wie «Vaterland» und «Freiheit» steckt. Mit leidenschaftlicher Feder legte Arndt seine Auffassungen dar und erreichte trotz – oder vielleicht gerade wegen der staatlichen Verfolgung – eine grosse Anzahl junger Menschen, vor allem Studenten.

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die dasagen: Vaterland, Freiheit, schöne und hochklingende Namen ohne Sinn!

Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist das Vaterland, und wo er am wenigsten geplagt wird, da ist die Freiheit, das andere sind eitel Träume und Hirngespinste. Die, welche so reden, sind auch von den eigennützigen und dummen Tieren, von welchen vorher gesprochen ist, welche Gottes Bild und das Siegel der himmlischen Vernunft nur äusserlich tragen, sonst aber in den windigen Gedanken ihrer leeren Herzen und den niedrigen Gelüsten des Leibes dahinfahren. Nein, sie lügen, die unverschämten Schwätzer! Das unterscheidet den Menschen von den Tieren, dass er bis in den Tod lieben und von seiner Liebe nicht lassen kann. Nicht da ist sein Vaterland, wo er am üppigsten und sorgenfreiesten leben kann, sondern wo er die unschuldigen Jahre der Kindheit, die fröhlichen Jahre der

Jugend verlebte, wo er die ersten süssen Töne der Freundschaft und Liebe vernahm, wo die ersten Sterne ihm leuchteten, die ersten Frühlinge ihm blüheten, die ersten Donner und Sturmwinde ihm ins Herz brauseten und klangen: Es ist ein Gott, es ist ein allmächtiges Wesen über uns, vor welchem die Sterblichen in den Staub fallen müssen. Da, da ist sein Vaterland, dahin klopfen alle Pulse seines Herzens; dahin blickt seine Liebe mit Sehnsucht – und seien es kahle Felsen, und seien es öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit ihm, er muss sie liebhaben, denn er ist ein Mensch. Da ist seine Freiheit, wo er nach den Sitten, Weisen und Gesetzen seines Volkes leben kann, wo, was seines Ureltervaters Glück war, auch ihn beglücket, wo kein fremdes Volk noch fremdes Gesetz über ihn gebieten. Dieses Vaterland, diese Freiheit sind das Allerheiligste, was ein guter Mensch auf Erden hat und zu haben begehrt. Aber die Klügler und Schwätzer sollen auch recht haben; Freiheit und Vaterland sind ein erhabener Traum, eine überschwengliche Idee, die über die Erde hinausfliegt, ein heiliger und unbegreiflicher Wahn, den das Menschenherz nicht ergründet, weil er über dem irdischen Menschen ist; das Ewige, das Unsterbliche, das Unermessliche, wodurch wir Gott ähnlich sind, ergreift uns, macht uns zu Sehern, zu Helden, zu Märtyrern, wenn die Namen Vaterland und Freiheit mit aller süssesten Liebe und Treue durch unsere Seelen klingen. Darum wollen wir täglich arbeiten und beten, dass uns wieder ein Vaterland und eine Freiheit gegeben werden, wir wollen Gott bitten, dass er unsere Brüste mit dem Mut, der Standhaftigkeit und Tapferkeit stähle, wodurch wir die Verlorenen wiedergewinnen mögen. Denn der Sklave ist ein listiges und geiziges Tier und der Mensch ohne Vaterland ein unglücklicher und liebloser Herumstreicher.

Die Völkerschlacht bei Leipzig am 16. Oktober 1813 war ein ungekannt *blutiges Ereignis. Sie endete mit dem Sieg der verbündeten preußischen, österreichischen und russischen Truppen über die französischen Invasoren. Von den mehr als eine halbe Million Soldaten starben über 120.000.*

THEODOR KÖRNER

Brief an seinen Vater

Karl Theodor Körner (1791-1813) hatte in Freiberg, Leipzig und Wien studiert und war dort in Kontakt mit der nationalen Studentenschaft gekommen, die den Kampfgegen Napoleon aufnehmen und Preußen befreien wollte. Nach erfolgreichen schriftstellerischen Versuchen – er schrieb sowohl Dramen als auch Lieder und Gedichte – brach sich jedoch sein Patriotismus Bahn. – In nachfolgendem Brief an seine Eltern setzt er sie von seinem Entschluss, Preußen zu befreien, in Kenntnis. Erst 21jährig fiel Körner am 26. August 1813 bei Gadebusch.

Wien, am 10. März 1813

Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich Jdas feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist – Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die grosse Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem V ater lande lass mich ihr würdiger Jünger sein! – Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. – Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! – Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt, da ich weiss, welche Seligkeit

in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, dass kein Opfer zu gross sei für das höchste menschliche Gut: für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu grösseren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein grosses Pfand zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! – Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? – Eine grosse Zeit will grosse Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muss hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. – Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? – Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? – Ich weiss, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schosskind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzt nicht verlassen: – Dass ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; dass aber dieses Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und dass ich es doch wage, dass ich die süsse Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. – Sonnabend oder Montag reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch Humboldt als Courier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuss oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden, und dies kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiss ich noch nichts gewiss, vermutlich gibt mir der Fürst Urlaub, wo nicht, es gibt in der Kunst keine Ancienneté [Be-

triebszugehörigkeit], und komm' ich wieder nach Wien, so hab' ich doch das sichere Versprechen des Grafen Palffy, das in ökonomischer Hinsicht noch mehr Vorteile gewährt. – Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre grosse edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben, wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein Theodor

Humboldts, Schlegels und die meisten meiner Freunde haben bei meinem Entschlusse zu Rate gesessen. Humboldt gibt mir Briefe. Ich schreibe Euch auf den Montag noch einmal.

THEODOR KÖRNER

Lützows wilde Jagd

1813 schloss Karl Theodor Körner sich dem Lützowschen Freikorps an, das gegen die Franzosen kämpfte. Das Korps war im Februar 1813 von dem preußischen Generalmajor Adolf Freiherr v. Lützow (1782-1834) gegründet worden. Es wurde auch «Schwarze Schar» genannt und zog vor allem Studenten an; neben Körner kämpften auch Ludwig («Turnvater») Jahn und Josef v. Eichendorff in dem Korps. – Körners Gedicht «Lützows wilde, verwegene Jagd» (1813) wurde später von Carl Maria v. Weber vertont und ist noch heute ein beliebtes burschenschaftliches Lied.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düster'n Reih'n,
und gellende Hörner erschallen darein,
erfüllen die Seele mit Grausen.
Wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finster'n Wald
und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
der Wüt'rich geborgen sich meinte;
da naht es schnell mit Gewitterschein
und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
und springet ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
doch die wacker'n Herzen erzittern nicht;
das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
wenn wir' s auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Vom Lützowschen Freikorps leiten sich die deutschen Nationalfarben ab: Die Manner trugen schwarze Röcke mit roter Paspellierung und goldenen Knöpfen. – Das Gemälde von Friedrich Georg Kersting aus dem Jahre 1815 zeigt Theodor Körner, Friedrich Friesen und Ludwig Jahn.

JOHANN DAVID LUDWIG YORCK VON WARTENBURG

Letzter Tagesbefehl an sein Korps

Hans David Ludwig Yorck von Wartenburg (1759-1830) rief gemeinsam mit dem Freiherrn vom und zum Stein die Ostpreußen zum allgemeinen bewaffneten Widerstand gegen Napoleon auf, während der König noch zögerte, ob er sich offen gegen den korsischen Feldherrn stellen sollte oder nicht. Doch Yorck war schon mit einem massgeblich aus memelländischen und masurischen freiwilligen bestehenden «Preußischen Na- tional-Kavallerieregiment» auf dem Weg zu den russischen Verbündeten. 1813 erzwang Yorck den Elbübergang bei Wartenburg, dessen Namen er fortan führen durfte; ein Jahr später wurde er in den Grafenstand erhoben. – Nach dem Sieg über Napoleon schrieb Graf Yorck v. Wartenburg: «Die Bewohner Ostpreußens waren die ersten, die entschlossen und selbstverleugnend der Nation den Impuls zu grossen Taten gaben, die freudig und unverzagt ihre Habe und ihr Leben dem ersten Schimmer wiederkehrender Freiheit zum Opfer brachten.»

Seine Majestät der König haben geruhet, mir das Generalkommando von Schlesien zu übertragen, und mich von dem Kommando des Ersten Korps abzurufen. Ich bin im Begriff, zu meiner neuen Bestimmung abzugehn, und darf nun nicht länger mehr zögern, Euch, meine braven Soldaten des Ersten Korps, das letzte Lebewohl zu sagen:

Mit schwerem Herzen erfülle ich diese Pflicht; mit schmerzlicher Rührung trenne ich mich von einem Korps, welches in drei blutigen Feldzü-

gen so heldenmütig focht, und sich durch jede militärische Tugend auszeichnete.

Es war ein Teil des Ersten Korps, welches in Kurland der preußischen Armee ein Beispiel des Gehorsams, der Tapferkeit und des Edelmutes gab. Im Stamm des Ersten Korps lebten damals die kriegerischen Tugenden unserer Väter von Neuem auf, und dankbar erkannte es das Vaterland, in dessen Hauptstadt die Gelübde niedergelegt wurden, die uns dem Siege oder dem Tode weihten.

Ihr habt Euer Wort gehalten, Soldaten des Ersten Korps. – Ihr waret die ersten, die bei Danigkow den Rücken des geschlagenen Feindes sahen. Die Tage von Grossgörschen und Königswartha werden Euch zum ewigen Ruhm gereichen.

An der Katzbach gabt Ihr das Signal zu aufeinanderfolgenden Siegen, die das Vaterland befreiten. Mit hoher Rührung sah ich Euch damals die angeschwollenen Ströme Schlesiens durchschreiten, und Eurer bei Wartenburg bewiesenen Tapferkeit verdanke ich den Namen, den ich zur Ehre des Ersten Korps durch die Gnade Sr. Majestät forthin führen soll.

Die Völkerschlacht, durch die in den Ebenen von Leipzig Deutschlands Freiheit errungen wurde, sie ward von Euch, Soldaten des Ersten Korps, siegreich eröffnet. Stets die ersten im heldenmütigen Handeln, waren die von Euch errungenen Trophäen das Unterpfand der Siege, welche der fremden Tyrannei auf deutschem Boden ein Ziel setzten.

Aber nicht Deutschland allein, auch das fremde Land, von dem das gemeinsam erduldete Unheil ausgegangen war, ist Zeuge Eurer kriegerischen Taten und Eurer Mässigung gewesen. In den Gefechten von St. Dizier und La Chaussee, in den Schlachten von Laon und Paris habt Ihr den Weltfrieden erkämpfen helfen.

Ehrenvoll habt Ihr das Werk begonnen, ruhmvoll habt Ihr es beendigt! –

Zweihundertfünfundzwanzig mit den Waffen in der Hand auf den Schlachtfeldern eroberte Kanonen sind Trophäen, die dem Ersten Korps zum bleibenden Ruhme gereichen.

Ich fühlte mich hochgeehrt, als ich an Eure Spitze trat; jetzt ist es mein höchster Stolz und begründet die Freude meines Alters, Euer Führer gewesen zu sein.

Empfangen Sie nun, meine Herren Generale, im Augenblick der Trennung meinen Dank für Ihre Unterstützung in den Augenblicken der Ge-

fahr, für Ihre mit seltener Aufopferung durch Talent und durch ein leuchtendes Beispiel dem Vaterlande geleisteten Dienste; Sie, meine Herren Brigadiers aller Waffen, die Anerkennung der ausgezeichneten Führung Ihrer Abteilungen an so manchen blutigen, ruhmvollen Tagen.

Empfangen Sie, meine Herren Stabs- und Subalternoffiziere, den Dank, den ich mit inniger Rührung für Ihre in diesem heiligen Kriege bewiesene Tapferkeit und für die heldenmütige Ertragung so ausserordentlicher Mühseligkeiten von Grund meines Herzens zolle. Sie haben ein hohes Verdienst um den schönen Geist, der in unserem Soldaten lebt, deim Ihr Standpunkt erlaubte es Ihnen, unmittelbar auf ihn zu wirken, und gern und freudig neigte sich der Soldat zu dem Beispiele, mit dem Sie ihm auf der Bahn der Ehre und des Ruhmes vorangingen.

Ich wende mich jetzt zu Euch, meine braven Unteroffiziere und Soldaten, die Ihr mir so viele Beweise Eurer Tapferkeit, Eurer Selbstverleugnung, Eures Gehorsams und Eures Vertrauens gegeben habt. Wie soll ich Euch die Empfindungen ausdrücken, von denen mein Herz bei der Trennung von meinen Kindern voll ist? Wie soll ich Euch würdig danken für die Ausdauer, die Ihr von den Ufern der Düna bis zur Seine, an heissen Schlachttagen, im Angesicht des Todes, bei den angestrengten Mühseligkeiten in zwei Winterfeldzügen und bei Entbehrungen aller Art, bewiesen habt.

Mitten unter den Schrecknissen eines mit Erbitterung geführten Nationalkrieges, der seine Schritte durch Barbarei und Verwüstung bezeichnete, habt Ihr bewiesen, dass der wahre Soldat der Menschlichkeit nicht fremd werden darf. Die Zeugnisse feindlicher Generale und Obrigkeiten sind schöne Denkmäler des Geistes, der unter Euch waltet, und Eure Schritte zum Ruhme und zur Menschlichkeit geleitet hat. Ich danke, ich danke Euch als Euer bisheriger Führer, als Euer Vater und Freund!

So lebt denn wohl, Ihr Gefährten dreijähriger Kämpfe und Anstrengungen! Vergesst einen General nicht, der mit schmerzlichen Gefühlen und inniger Rührung aus Eurer Mitte tritt, der Euch liebt und ehrt; und nehmt mich freundlich wieder auf, wenn das Vaterland wieder eines Yorckschen Korps bedürfen sollte.

Arlon, den 7. Juli 1814
Yorck von Wartenburg

GEBHARD LEBERECHT
VON ssLÜCHER

Bericht über Schlacht von Möckern 1815

Gebhard Leberecht Fürst Blücher von Wahlstatt (17421819) zeichnete sich in den Revolutions- und den Napoleonischen Kriegen aus. Auf Drängen Napoleons wurde er 1811 seines Kommandos enthoben. Doch gemeinsam mit v. Gnei- senau wurde Blücher 1813 Chef des Generalstabes und schlug die Franzosen an der Katzbach, erzwang bei Wartenburg den Elb- übergang und trug schliesslich bei Leipzig entscheidend zum Sieg bei. – Fürst Blücher v. Wahlstatt war der volkstümlichste Feldherr der Freiheitskriege, und sein Andenken lebt in dem anerkennenden Ausspruch «er geht ran wie Blücher» fort.

20. Oktober 1813

Das 1. Armeekorps E.K.M. siegreichen Armee hat an diesem denkwürdigen Tage mit begeisterter Tapferkeit gefochten. Jeder einzelne hat tief gefühlt, dass in diesem verhängnisvollen Kampfe der Sieg errungen werden müsse, und der Erfolg hat die Stimmung bewährt, mit der sich E.M. brave Truppen geschlagen haben. Es hat an diesem Tage nicht das blinde Glück den Sieg an unsere Fahnen gefesselt, es waren nicht nur unerfahrene Truppen des Feindes, die geschlagen werden mussten, es waren alte bewährte Bataillone der feindlichen Garde, die sich hartnäckig und mit Erbitterung schlugen; darum war auch die Schlacht nicht so bald entschieden, und die erneuerten gegenseitigen Angriffe veranlassten, dass auch nicht eine Truppenabteilung übrig blieb, die nicht mit Anstrengung

und grossem Verlust, aber siegreich gefochten hätte. Es macht mich glücklich, E.M. sagen zu können, dass eine jede Brigade Batterien gestürmt und genommen hat, alle Waffengattungen haben gewetteifert, und der Unterschied zwischen alten Soldaten und junger Landwehr hatte gänzlich aufgehört.

Bei einer so allgemeinen gleichen Bravour, bei einem so allgemein gewordenen Geiste, der Offizier und Soldat zu gleichen Anstrengungen trieb, ist es mir unmöglich, E.K.M. besonders das Verdienst einzelner Individuen anzugeben. So wie sich die Herren Generale, Brigadechefs und Brigadiers durch einsichtsvolle Führung an der Spitze ihrer Brigaden auszeichneten, so haben sich die sämtlichen Führer der Bataillone, der Eskadrons, der Kompanien und der Batterien durch kühnen Mut und leuchtendes Beispiel verdient gemacht. Die Subalternoffiziere, die mit hoher Selbstverleugnung die ausserordentlichen Fatiguen dieser Kampagne gleich dem Soldaten trugen, haben sich auch am 16. wie bei allen Gelegenheiten meine hohe Achtung erworben. Nicht minder der Soldat, der Landwehrmann, der mit so ausgezeichneter Tapferkeit bei Goldberg, an der Katzbach, bei Wartenburg, und besonders am 16. focht [...]

Eine heilige Pflicht glaube ich noch zu erfüllen, wenn ich E.K.M. Huld und Fürsorge für die Witwen und Waisen erflehe, deren Männer und Väter an diesem Tage einen so ehrenvollen Tod starben.

ERNST MORITZ ARNDT

Das Lied vom Feldmarschall

Ernst Moritz Arndt, der von 1812 bis 1815 als Privatsekretär des Freiherrn vom und zum Stein mit Flugblättern und Gedichten gegen Napoleon eintrat, liess seiner Begeisterung über die Siege des Fürsten Blücher freien Lauf. – Arndts Lieder für die Erhebung gegen die französischen Invasoren fanden breite Resonanz im deutschen Volk und machten ihn berühmt und Blücher volkstümlich. Das Folgende entstammt dem Jahre 1813.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

0 schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
0 schauet, wie ihm wallet sein schneeweisses Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
hei! wie der weisse Jüngling in ‘n Sattel sich schwang,

da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
mit eisernen Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauss,
dass vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
dass Tausende liefen den hasigen Lauf,
zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
da hat er die Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab.

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
da mussten sie springen wie Hasen übers Feld,
hinterdrein liess erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, über'n Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Die russischen Verbündeten gaben *dem Feldmarschall den Namen «Marschall Vorwärts». Nach einer Reihe von Erfolgen und Misserfolgen siegte Fürst Blücher zusammen mit Wellington bei Waterloo.*

THEODOR KÖRNER

Aufruf

Körners Lyrik begeisterte seine Zeitgenossen und vermittelt jenen Enthusiasmus, der die Jugend, der Körner selbst angehörte, beseelte. In seiner Liebe zum Idealen zeigt sich Körner als Kind der Romantik. – Seine Freiheitslieder erschienen ein Jahr nach Körners frühem Tod unter dem Titel Leyer und Schwert *(1814).*

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,

hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
u sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
frisch auf, mein Volk! – Die Flammenzeichen rauchen,
die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! – Wasch' die Erde,
dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: «Erwache!»
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
die Schande deiner Töchter schreit nach Rache,
der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Die Begeisterung, die das Volk dem Widerstand gegen die napoleonische Herrschaft entgegenbrachte, erfasste alle Stände und Altersgruppen. Zu barbarisch hatten die Franzosen in den besetzten Ländern gewütet, zu sehr hatten sie das Volk geschröpft, dessen Freiheitswille sich nun Bahn brach.

Zerbrich die Pflugschar, lass den Meissel fallen,
die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen:
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n,
denn einen grossen Altar sollst du bauen
in seiner Freiheit ew'gern Morgenrot;
mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
der Tempel gründe sich auf Heldentod. –

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
dass euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? –
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
gab euch in euren herzlichen Gebeten
den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, dass die alte Kraft erwache,
dass wir dasteh'n, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten,
Geist uns'res Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
mit uns, mit uns und uns'rer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muss uns weichen!
Drauf, wack'res Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! –
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heil' gern Siegerglanz,
vergiss die treuen Toten nicht, und schmücke
auch uns're Urne mit dem Eichenkranz!

GEBHARD LEBERECHT VON ssLÜCHER

Tagesbefehl nach der Schlacht von Waterloo

Blücher war es, der mit Unterstützung Wellingtons Napoleon jenes sprichwörtliche .Waterloo « bescherte, von dem dieser sich niemals völlig erholen sollte: Nachdem Napoleon I. Blüchers Armee am 16. Juni 1815 bei Lig- ny geschlagen hatte, wandte der korsische Feldherr sich gegen die Armee Arthur Wellesleys (17691852), des Herzogs von Wellington. Die aus Briten, Deutschen und Holländern bestehende Armee konnte Napoleons Ansturm kaum standhalten, als die Preußen unter Generalfeldmarschall Blücher eingriffen, die der Diktator auf dem Rückzug zum Rhein glaubte. *Die Preußen brachten in der Schlacht bei Waterloo, der letzten der Freiheitskriege, am 18. Juni 1815 die entscheidende Wende, und v. Gnei- senaus Verfolgung der Reste der Grande armee rieb das französische Heer endgültig auf.*

Genappe, 19. Juni 1815

Brave Offiziere und Soldaten der Armee des Niederrheins!

Ihr habt grosse Dinge getan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt Ihr in drei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich, und dennoch ward Euer Mut nicht gebeugt. Mit Mangel hattet Ihr zu kämpfen, und dennoch trugt Ihr ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet Ihr mit Entschlossenheit 24 Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, mit Vertrauen zu Euren Führern, mit Trotz gegen Eure siegestrunkenen, übermütigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hil-

fe der tapferen Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung soll schlagen und kundtun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als Ihr aus dem Euch verbergenden Walde hervor- brachet, gerade im Rücken des Feindes, mit dem Ernste, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet Ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Waffen gegen Euch, aber Euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und Euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze musste er Euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Noch wenige Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, diese meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle grossen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern; Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargetan und gezeigt, dass tapfere und geprüfte Krieger wohl können überwunden, aber ihr Mut nicht gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten! Ihr habt Euch einen grossen Namen gemacht. Solange es Geschichte gibt, wird sie Euer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und Seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!

Ohne das Eingreifen der preußischen Truppen unter Gebhard Leberecht Blücher von Wahlstatt wäre die von Herzog Wellington befehligte Armee verloren gewesen. Napoleon glaubte *die Preußen auf dem Rückmarsch, als sie seinen Truppen in den* Rücken fielen. – *Nach der Schlacht dankte Wellington Blücher (Gemälde von Adolph von Menzel).*

HANS MACKOWSKY

Das Brandenburger Tor

Insbesondere städtebaulich hat Berlin Friedrich Wilhelm II. viel zu verdanken. Der Schlesier Carl Gotthard Langhans hat 1789 bis 1793 das Brandenburger Tor errichtet, mit dem die Prachtstrasse Unter den Linden einen imposanten Abschluss fand. Auch die Werke des Berliner Hofbildhauers Gottfried Schadow wirkten prägend: Die Viktoria aufdem Viergespann, die Marmorstandbilder dies Alten Dessauers, Ziethens und Friedrichs des Grossen bezeugen einen strengen, gleichzeitig aber bewegten Klassizismus.

Der grossartige städtebauliche Gedanke, mit der monumen talen Ausgestaltung dieses Tores die Perspektive der Prachtstrasse Unter den Linden machtvoll abzuschliessen, wurde erst von Friedrich Wilhelm II. in seiner ganzen Bedeutung erfasst und durchgeführt.

Die grosse Aufgabe hat Langhans, dem sie zufiel, über sich selbst hinausgehoben. Das Brandenburger Tor ist mehr als die originalste Leistung dieses Baumeisters: Es steht da als der zeitlich erste und erschöpfende Ausdruck eines Stilwillens, der die Begriffe Preußen und Antike in einer ganz neuen Bindung zeigt.

Als Krönung des Siegesstabes hatte Schadow eine Trophäe vorgesehen, die aus Panzer, Helm und zwei seitlich angebrachten Schilden bestand. Kaum war sie aufgesetzt, so spotteten die Leute: Es sähe aus wie eine Laterne. Man ersetzte sie daher durch einen Kranz mit darüber schweben-

dem Adler, bis 1814 das von Schinkel auf Befehl des Königs veränderte Siegeszeichen, Adler, Kranz und darin das Eiserne Kreuz als das Panier Preußens, die Stange krönte. Die 1795 verworfene Trophäe verwahrt das Zeughaus.

Der Siegeswagen mit der Viktoria ist wie das Tor, das er so herrlich krönt, ein Wahrzeichen von Berlin geworden, in dessen Weltruhm die Namen der Künstler untergegangen sind. Und wie der Ruhm am sichersten in der Mythe fortdauert, so scheint auch unausrottbar die Legende, dass das Viergespann ehemals dem Tiergarten zugekehrt gewesen sei und erst nach seiner triumphalen Heimholung 1814 seine Aufstellung nach der Stadtseite hin erhalten habe. Beweisen indessen schon die ältesten Stiche, dass von Anfang an die Quadriga «den Sieg in die Stadt hineingefahren» hat, so widerlegt auch der Augenschein die immer wiederholte Mär; denn das Relief auf ihrem Sockel betont so deutlich die Hauptfront des Tores, dass es widersinnig wäre, die Quadriga nach der entgegengesetzten Richtung blicken zu lassen.

Im Brandenburger Tore hat sich das Zusammenwirken von Ober-Hofbauamt und Hofbildhauerwerkstatt das bedeutendste Denkmal gesetzt. Architektur und Plastik sind von demselben Geiste beseelt, der in das feierlich Getragene der Gesamterscheinung die Anmut der einzelnen Glieder und Formen mischt.

FRIEDRICH WILHELM IV.

Rede bei der Grundsteinlegung des Kölner Doms

Friedrich Wilhelm IV. (17951861) kam 1840 aufden preußischen Thron. Er war künstlerisch und wissenschaftlich begabt undförderte die Kultur in seiner Regierungszeit. Hierzu gehörte auch der Weiterbau des Kölner Doms. Mit dem Bau war 1248 begonnen worden, doch seit dem Jahre 1560 ruhten die Arbeiten. Sie wurden erst 1842 nach den alten Plänen wiederaufgenommen und 1880 beendet. Er stellt eine Hauptleistung spätromantischer Denkmalpflege dar, und es verwundert nicht, diass sich gerade der als «Romantiker» bezeichnete Friedrich Wilhelm IV. für die Fertigstellung des bedeutendsten gotischen Bauwerkes in Deutschland einsetzte.

Ich ergreife diesen Augenblick, um die vielen lieben Gäste herzlich willkommen zu heissen, die als Mitglieder der verschiedenen Dombau-Vereine aus unserem und dem ganzen deutschen Vaterlande hier zusammengekommen sind, um diesen Tag zu verherrlichen. Meine Herren von Köln! Es begibt sich Grosses unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn ich dies bedenke, so füllen sich meine Augen mit Wonnetränen, und ich danke Gott, diesen Tag zu erleben. Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Türmen zugleich, sollen sich die schönsten Tore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie – so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Tore einer neuen, grossen,

guten Zeit werden. Alles Arge, Unechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Konfessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses – ja den Bau des Vaterlandes hemmte! Der Geist, der diese Tore baut, ist derselbe, der vor 29 Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, derselbe Geist, der gleichsam befruchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei grossen Fürsten, vor zwei Jahren der Welt zeigte, dass er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Dompforten Tore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! Er vollende! Und das grosse Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker grossen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland – von einem durch die Herrlichkeit des grossen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen! – von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne geworden, dass sie eins sind in dem einigen, göttlichen Haupte! Der Dom von Köln – das bitte ich von Gott – rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!

Meine Herren von Köln! Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorrechtet vor allen Städten Deutschlands, und sie selbst hat dies auf das Würdigste anerkannt. Heute gebührt ihr dieses Selbstlob. Rufen Sie mit mir – und unter diesem Ruf will ich die Hammerschläge auf den Grundstein tun – rufen Sie mit mir das tausendjährige Lob der Stadt: Alaaf Köln!

LEOPOLD VON RANKE

Friedrich Wilhelm IV.

Leopold von Ranke (1795-1886) gilt als der Begründer der modernen Geschichtswissenschaft, zu deren Grundlage er Quellenforschung und -kritik machte; hierdurch konnte Geschichte Wissenschaft werden. 1841 wurde Ranke Historiograph des preußischen Staates. 1875 begann der fast erblindete und inzwischen geadelte v. Ranke, seine 16bändige Weltgeschichte zu diktieren. – Durch die französische Februarrevolution wurde in Deutschland 1848 die Märzrevolution angestossen, in der das Bürgertum von dem König grössere Liberalität forderte. Ranke vertrat diesbezüglich einen historisch bedingten promonarchischen Konservatismus, der auch sein Bild Friedrich Wilhelms IV. und dessen Bestehen in den revolutionären Wirren färbt.

Es bleibe dahingestellt, ob König Friedrich Wilhelm dem Sturm des 18. März nicht besser hätte widerstehen sollen. Er hat dem Verfasser dieser Zeilen später oft gesagt: «Damals lagen wir alle auf dem Bauche.» Jener Moment trat ein, in welchem er, auf den Balkon des Schlosses tretend, die Volksbewegung gleichsam anerkannte. Für ihn war es zugleich verführerisch und verwirrend, dass sich die deutsche Frage, die er immer im Herzen getragen, plötzlich dringender als jemals erhob, und eine Entscheidung derselben von seiner Seite möglich schien. Der König hat einen Augenblick geglaubt, durch eine Wiederberufung des vereinigten Land-

tages der preußischen sowohl wie der deutschen Bewegung gerecht werden zu können; allein wie ganz vergeblich war dieses Bemühen.

Wenn es mir erlaubt ist, noch etwas aus meiner Erinnerung hinzuzufügen, so wäre es folgendes: Als ich den König im Sommer des Jahres 1848 zum ersten Mal wieder sah, so machte er mir den Eindruck eines jungen Mannes, voll von Geist und Kenntnissen, der aber in den Examen, man erlaube dieses Wort dem Professor, durch irgendeine Zufälligkeit durchgefallen ist.

Darin lag das eigentümliche Geschick Friedrich Wilhelms IV., dass seine Handlungen in weite Feme gewirkt haben, ohne ihm selbst Genugtuung zu verschaffen. Es war in ihm eine umfassende Voraussicht, die vielseitigste Wahrnehmung aller der einander in der Welt bekämpfenden Elemente, nicht ohne Sympathie nach verschiedenen Seiten hin, aber zugleich eine gewissenhafte Wahrung seines Standpunktes. Er verband eine auffallende Flexibilität im Einzelnen mit unbeirrtem Festhalten in der Hauptsache. Diese Eigenschaften gehörten vielleicht dazu, um die revolutionären Stürme seiner Zeit zu bestehen, ohne die Monarchie aufzugeben. Für die Folgezeit ist das fast noch bedeutender geworden als für die damalige.

HEINRICH VON TREITSCHKE

Preußens Aufstieg

Heinrich von Treitschke (1834-1896), Historiker und Publizist, wurde 1863 Professor in Freiburg im Breisgau. Er veröffentlichte zahlreiche Aufsätze, in denen er für die deutsche Einigung unter preußischer Führungeintrat, und lehrte, dass persönliche Freiheit den starken Staat zur Voraussetzung habe. 1866 wurde v. Treitschke publizistischer Mitarbeiter Bismarcks, 1886, nach Leopold v. Rankes Tod, auch Historiograph des preußischen Staates. Sein weitverbreitetes und bis heute immer wieder aufgelegtes Hauptwerk, die Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert *(1879-1894), ist nicht nur eine Beschreibung deutschen Lebens vor 1848, es will zugleich politisch erziehen. Heinrich v. Treitschkes nationales Pathos prägte das Geschichtsbild des deutschen Bürgertums in entscheidender Weise. Er gehört neben Leopold v. Ranke, Johann Gustav Droysen und Hans Delbrück zu den grossen Geschichtsschreibern des 19. Jahrhunderts, deren Werke zugleich literarische Meisterwerke sind und das eigentliche Epos der deutschen Literatur darstellen.*

Dem Historiker ist nicht gestattet, nach der Weise der Naturforscher das Spätere aus dem Früheren einfach abzuleiten. Männer machen die Geschichte. Die Gunst der Weltlage wird im Völkerleben wirksam erst durch den bewussten Menschenwillen, der sie zu benutzen weiss. Noch einmal stürzte der Staat der Hohenzollern von seiner kaum errungenen Machtstellung herab; er trieb dem Untergange entgegen, solange Johann

Sigismunds Nachfolger Georg Wilhelm aus matten Augen schläfrig in die Welt blickte. Auch dieser neue Versuch deutscher Staatenbildung schien wieder in der Armseligkeit der Kleinstaaterei zu enden, wie vormals die unter ungleich günstigeren Anzeichen aufgestiegenen Mächte der Welfen, der Wettiner, der Pfälzer. **Da** trat, als ein Fürst ohne Land, mit einem Stecken und einer Schleuder, Kurfürst Friedrich Wilhelm ein in das verwüstete deutsche Leben, der grösste deutsche Mann seiner Tage, und beseelte die schlummernden Kräfte seines Staates mit der Macht des Wollens. Seitdem blieb die Kraft des zweckbewussten königlichen Willens der werdenden deutschen Grossmacht unverloren. Man kann sich die englische Geschichte vorstellen ohne Wilhelm III., die Geschichte Frankreichs ohne Richelieu; der preußische Staat ist das Werk seiner Fürsten. In wenigen anderen Ländern bewährte das Königtum so stetig jene beiden Tugenden, die seine Grösse bilden: den kühnen, weit vorausschauenden Idealismus, der das bequeme Heute dem grösseren Morgen opfert, und die strenge Gerechtigkeit, die jede Selbstsucht in den Dienst des Ganzen zwingt. Nur der Weitblick der Monarchie vermochte in diesen armseligen Gebietstrümmern die Grundsteine einer neuen Grossmacht zu erkennen. Nur in dem Pflichtgefühle der Krone, in dem monarchischen Staatsgedanken fanden die verfeindeten Stämme und Stände, Parteien und Kirchen, welche dieser Mikrokosmos des deutschen Lebens umfasste, ihren Schutz und ihren Frieden.

Schon in den ersten Jahren des grossen Kurfürsten tritt die Eigenart der neuen deutschen Macht scharf und klar heraus. Der Neffe Gustav Adolfs, der sein junges Heer unter dem alten Protestantenrufe «Mit Gott» in die Schlachten führt, nimmt die Kirchenpolitik seines Oheims wieder auf. Er zuerst ruft in den Hader der Kirchen das erlösende Wort hinein, fordert die allgemeine unbedingte Amnestie für alle drei Bekenntnisse. Es war das Programm des Westfälischen Friedens. Und weit über die Vorschriften dieses Friedensschlusses hinaus ging die Duldung, welche die Hohenzollern im Inneren ihres Landes walten liessen. Brandenburg galt vor dem Reichsrechte als ein evangelischer Stand und wurde doch der erste Staat Europas, der die volle Glaubensfreiheit gewährte. Das bunte Sektenwesen in den Niederlanden verdankte seine ungebundene Bewegung nur der Anarchie, der Schwäche des Staates; hier aber ruhte die Gewissensfreiheit

auf den Gesetzen einer kraftvollen Staatsgewalt, die sich das Recht der Oberaufsicht über die Kirchen nicht rauben liess. In den anderen deutschen Territorien bestand überall noch eine herrschende Kirche, die den beiden anderen Konfessionen nur den Gottesdienst nicht gänzlich untersagen durfte; in Brandenburg stand die Krone frei über allen Kirchen und schützte die Parität. Derweil Österreich seine besten Deutschen gewaltsam austreibt, öffnet eine Gastfreundschaft ohne gleichen die Grenzen Brandenburgs den Duldern jeglichen Glaubens. Wie viele tausendmal ist in den Marken das Danklied der böhmischen Exulanten erklungen: «Dein Volk, das sonst im Finster'n sass, von Irrtum ganz umgeben, das findet hier nun sein Gelass und darf in Freiheit leben!»

Als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhebt, da tritt ihm der kleine brandenburgische Herr als Wortführer der protestantischen Welt kühn entgegen und bietet durch sein Potsdamer Edikt den Söhnen der Märtyrerkirche Schirm und Obdach. Überall, wo noch die Flammen des alten Glaubenshasses aus dem deutschen Boden emporschlagen, schreiten die Hohenzollern schützend und versöhnend ein. Sie sichern via facti, des Reiches ungefragt, den Protestanten Heidelbergs den Besitz ihrer Kirchen, sie bereiten den evangelischen Salzburgern in Ostpreußen eine neue Heimat. So strömte Jahr für Jahr eine Fülle jungen Lebens in die entvölkerten Ostmarken hinüber; das deutsche Blut, das die Habsburger von sich stiessen, befruchtete die Lande ihres Nebenbuhlers. Beim Tode Friedrichs II. bestand etwa ein Drittel der Bevölkerung des Staates aus den Nachkommen der Einwanderer, die seit den Tagen des grossen Kurfürsten zugezogen waren.

Erst diese Kirchenpolitik der Hohenzollern hat das Zeitalter der Religionskriege abgeschlossen; sie zwang schliesslich die besseren weltlichen Fürsten zur Nachahmung und entzog zugleich den geistlichen Staaten das letzte Recht des Daseins; denn wozu noch geistliche Reichsfürsten, seit die katholische Kirche unter den Flügeln des preußischen Adlers gesicherte Freiheit fand?

Mit einem Schlage führte Friedrich Wilhelm seinen missachteten kleinen Staat in die Reihe der europäischen Mächte ein; seit der Schlacht von Warschau stand Brandenburg den alten Militärstaaten ebenbürtig zur Seite. Wie eine Insel schien diese festgeeinte kriegerische Macht urplötz-

lich emporzusteigen aus der tobenden See deutscher Vielherrschaft, vor den verwunderten Blicken eines Volkes, das längst verlernt, an raschen Entschluss und grosses Gelingen zu glauben. So scharf wehte der frische Luftzug des bewussten politischen Willens durch die Geschichte des neuen preußischen Staates, so straff und gewaltsam ward jeder Muskel seines Volkes zur Arbeit angespannt, so grell erschien das Missverhältnis zwischen seinem Ehrgeiz und seinen Mitteln, dass er bei Freund und Feind durch anderthalb Jahrhunderte nur als eine künstliche Schöpfung galt. Die Welt hielt für das willkürliche Wagnis einiger Lieblinge des Glücks, was der notwendige Neubau des uralten nationalen Staates der Deutschen war.

Der geborene Gegner der alten, auf Deutschlands Ohnmacht ruhenden Ordnung Europas, stand Preußen in einer Welt von Feinden, deren Eifersucht seine einzige Rettung blieb, ohne irgendeinen natürlichen Bundesgenossen, denn noch war der deutschen Nation das Verständnis dieser jungen Kraft nicht aufgegangen. Und dies in jener Zeit der harten Staatsraison, da der Staat nur Macht war und die Vernichtung des Nachbarn als seine natürliche Pflicht betrachtete. Wie das Haus Savoyen sich hindurchwand durch die Übermacht der Habsburger und der Bourbonen, ebenso, doch ungleich schwerer bedrängt musste Preußen sich seinen Weg bahnen zwischen Österreich und Frankreich hindurch, zwischen Schweden und Polen, zwischen den Seemächten und der trägen Masse des deutschen Reiches, mit allen Mitteln rücksichtsloser Selbstsucht, immer bereit, die Front zu wechseln, immer mit zwei Sehnen am Bogen.

Kurbrandenburg empfand bis in das Mark seines Lebens, wie tief das ausländische Wesen sich in Deutschland eingefressen hatte. Alle die zuchtlosen Kräfte ständischer Libertät [Freiheit], welche der strengen Ordnung der neuen Monarchie widerstrebten, stützten sich auf fremden Beistand. Holländische Garnisonen lagen am Niederrhein und begünstigten den Kampf der klevischen Stände wider den deutschen Landesherren, die Landtage von Magdeburg und der Kurmark rechneten auf Österreich, der polenzende Adel in Königsberg rief den polnischen Oberlehnsherrn zu Hilfe gegen den märkischen Despotismus. Im Kampfe mit der Fremdherrschaft wurde die Staatseinheit dieser zerstreuten Gebiete und das

Ansehen ihres Landesherrn begründet. Friedrich Wilhelm zerstörte die Barriere der Niederländer im deutschen Nordwesten, vertrieb ihre Truppen aus Kleve und Ostfriesland; er befreite Altpreußen von der polnischen Lehenshoheit und beugte den Königsberger Landtag unter seine Souveränität. Dann ruft er der tauben Nation sein Mahnwort zu: «Gedenke, dass du ein Deutscher bist!» und versucht, die Schweden vom Reichsboden zu verdrängen. Zweimal gelang der Missgunst Frankreichs und Österreichs, den Brandenburger um den Lohn seiner Siege, um die Herrschaft in Pommern zu betrügen; den Ruhm des Tages von Fehrbellin konnten sie ihm nicht rauben. Endlich wieder, nach langen Jahrzehnten der Schande, ein glänzender Triumph deutscher Waffen über die erste Kriegsmacht der Zeit; die Welt erfuhr, dass Deutschland wieder wage, sein Hausrecht zu wahren. Der Erbe der deutschen Kirchenpolitik Gustav Adolfs zersprengte den verwegenen Bau des skandinavischen Östseereiches, den das Schwert jenes Schwedenkönigs zusammengefügt. Die beiden künstlichen Grossmächte des siebzehnten Jahrhunderts, Schweden und Holland, begannen zurückzutreten in ihre natürlichen Schranken, und der neue Staat, der sich an ihrer Stelle erhob, zeigte weder die ausschweifende Eroberungslust der schwedischen Militärmacht noch den monopolsüchtigen Kaufmannsgeist der Niederländer. Er war deutsch, er begnügte sich, das Gebiet seiner Nation zu schirmen, und vertrat gegen die Weltherrschaftspläne der Bourbonen den Gedanken des europäischen Gleichgewichts, der Staatenfreiheit.

Das ungeheure, hoffnungslose Wirrsal der deutschen Zustände, die erbliche Ehrfurcht der Hohenzollern vor dem Kaiserhause und die Bedrängnis ihres zwischen übermächtigen Feinden eingepressten Staates verhinderten noch durch viele Jahrzehnte, dass das alte und das neue Deutschland in offenem Kampfe aufeinanderstiessen. Friedrich Wilhelm lebte und webte in den Hoffnungen der Reichsreform; mit dem ganzen feurigen Ungestüm seines heldenhaften Wesens betrieb er auf dem ersten Reichstage nach dem Westfälischen Frieden die zu Osnabrück verheissene Neugestaltung der Reichsverfassung. Da dieser Versuch scheiterte, fasste Georg Friedrich von Waldeck den verwegenen Gedanken, dass der Hohenzoller selber dem Reiche eine neue Ordnung geben solle; er entwarf den Anschlag zu einem deutschen Fürstenbunde unter der Führung des

vergrösserten brandenburgischen Staates. Noch waren die Zeiten nicht erfüllt. Der Kurfürst liess seinen kühnen Ratgeber fallen, um der nächsten Not zu begegnen und mit dem Kaiser verbündet gegen die Schweden auszuziehen; er hat nachher sogar den langerwogenen Plan der Eroberung Schlesiens aufgegeben, weil er Österreichs bedurfte im Kampfe wider Frankreich. Doch der Weg war gewiesen; jede neue grosse Erschütterung des deutschen Lebens hat den preußischen Staat wieder zurückgeführt zu dem zweifachen Gedanken der Gebietserweiterung und der bündischen Hegemonie.

Friedrich Wilhelms Nachfolger brachte mit der Königskrone seinem Hause einen würdigen Platz in der Gesellschaft der europäischen Mächte, seinem Volke den gemeinsamen Namen der Preußen. Nur die Not, nur die Hoffnung auf Preußens Waffenhilfe bewog den kaiserlichen Hof, dem Nebenbuhler die neue Würde zuzugestehen. Ein Schrecken ging durch die theokratische Welt: Kurmainz protestierte, der Deutsche Orden forderte nochmals seinen alten Besitz zurück, der jetzt dem ketzerischen Königtum den Namen gab, und der Staatskalender des Papstes kannte noch an hundert Jahre lang nur einen brandenburgischen Markgrafen.

Der unfertige Staat enthielt in sich die Keime vielseitigen Lebens und vermochte doch mit seiner geringen Macht fast niemals, allen seinen Aufgaben zugleich zu genügen; seine Fürsten haben das Werk ihrer Väter selten in gerader Linie weitergeführt, sondern der Nachfolger trat immer in die Bresche ein, welche der Vorgänger offengelassen, wendete seine beste Kraft den Zweigen des Staatslebens zu, welche jener vernachlässigt hatte.

König Friedrich Wilhelm I. stellte die Grundgedanken der inneren Ordnung des preußischen Staates so unverrückbar fest, dass selbst die Gesetze Steins und Scharnhorsts und die Reformen unserer Tage das Werk des harten Mannes nur fortbilden, nicht zerstören konnten. Er ist der Schöpfer der neuen deutschen Verwaltung, unseres Beamtentums und Offiziersstandes; sein glanzlos arbeitsames Wirken ward nicht minder fruchtbar für das deutsche Leben als die Waffentaten seines Grossvaters, denn er führte eine neue Staatsform, die geschlossene Staatseinheit der modernen Monarchie, in unsere Geschichte ein. Er gab dem neuen Namen der Preußen Sinn und Inhalt, vereinte sein Volk zur Gemeinschaft

politischer Pflichterfüllung, prägte den Gedanken der Pflicht für alle Zukunft diesem Staate ein. Nur wer den knorrigen Wuchs, die harten Ecken und Kanten des niederdeutschen Volkscharak- te:s kennt, wird diesen gewaltigen Zuchtmeister verstehen, wie er so atemlos durchs Leben stürmte, der Spott und Schrecken seiner Zeitgenossen, rauh und roh, scheltend und fuchtelnd, immer im Dienst, sein Volk und sich selber zu heisser Arbeit zwingend, ein Mann von altem deutschem Schrot und Korn, kerndeutsch in seiner kindlichen Offenheit, seiner Herzensgüte, seinem tiefen Pflichtgefühl, wie in seinem furchtbaren Jähzorn und seiner formlos ungeschlachten Derbheit.

So fest und folgerecht, wie einst Wilhelm der Eroberer in dem unterworfenen England, richtete Friedrich Wilhelm **1.** den Bau des Einheitsstaates über der Trümmerwelt seiner Territorien auf.

So ward er sein Leben lang hin- und hergestossen zwischen Gegnern und falschen Freunden; erst am Ende seiner Tage hat er Österreichs Arglist durchschaut und seinen Sohn ermahnt, den betrogenen Vater zu rächen. An den fremden Höfen aber ging die Rede, der König stehe beständig mit gespanntem Hahn auf der Wacht, ohne jemals abzudrücken; und wenn den deutschen Mann im Reiche zuweilen eine stille Angst vor der Potsdamer Wachparade überkam, dann tröstete ihn das Spottwort: So schnell schiessen die Preußen nicht!

WILHELM 1.

Eröffnung des norddeutschen Reichstages 1870

Wilhelm I. (1797-1888) übernahm 1858 die Regentschaft von seinem schwer erkrankten Bruder Friedrich Wilhelm IV Mit der Berufung Otto v. Bismarcks zum Ministerpräsidenten begann für Preußen eine Zeit des langsamen Aufstiegs, die massgeblich dem diplomatischen Geschick v. Bismarcks zu verdanken war. Bevor dies jedoch in der Reichsgründung von 1871 seinen Höhepunkt finden konnte, fand der DeutschFranzösische Krieg von 1870/71 statt. – Als Vorwand für eine Kriegserklärung Frankreichs am 19. Juli 1870 galt die spanische Thronkandidatur eines Hohenzollern. Napoleon II. erhoffte sich von einem Sieg über Deutschland und Preußen eine bessere Machtstellung in Europa. Auch aufgrundderHeeresreform Wilhelms waren die Preußen den Franzosen überlegen. Im Triumph wurde Wilhelm I. am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal zu Versailles zum Kaiser proklamiert.

Sehr geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes! Als ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hiess, durfte ich es mit freudigem Danke bezeugen, dass meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Zivilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe.

Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer ausseror-

dentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in uns die Überzeugung lebendig sein, dass der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war, und dass, wenn wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze unserer Unabhängigkeit aufrufen, wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen.

Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen Veranlassung gegeben, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben, auch nach Beseitigung des Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wusste, wie stark es war. Heute, da das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begonnen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat.

Es ist keine Überhebung, welche mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen wie ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewusstsein, dass Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blick die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei grosse und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmässig geniessend

und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wahlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres grossen Nachbarvolkes durch berechnete Missleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewusst sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, getan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, dass man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit umso grösserer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.

WILHELM 1.

Einleitungsworte zur Ehrengerichtsordnung

Preußen wies, besonders nach der Reichsgründung 1871, ein durchaus militärisches Gepräge auf Uniformen waren im Stadtbild stets präsent, der Umgangston *war nicht selten von «schneidigem» Habitus geprägt, Offizieren wurde Ehrerbietung entgegengebracht. Diese Militärbetonung darf aber keineswegs mit kriegerischer Neigung verwechselt werden. Im Gegenteil: In der Verehrung des Soldatischen erwies man preußischen Tugenden – und damit im Abendland als beispielhaft geltenden Idealen – Reverenz. Im Offizier blickten die Preußen zu einem Menschentyp auf, der als beispielhaft in jeder Hinsicht galt und der als ein moderner «Ritter» betrachtet werden konnte. Eine Wertschätzung des Krieges drückte sich hierin nicht aus. – Welche Anforderungen an einen Offizier gestellt wurden, verdeutlichen die Worte Wilhelmis I. zur Ehrengerichtsordnung.*

Ich will, dass die heute von mir vollzogene Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere in meinem Heere in dem Geiste verstanden und angewandt wird, der mein Heer von alters her ausgezeichnet hat.

Ich erwarte daher von dem gesamten Offizierskorps meines Heeres, dass ihm, wie bisher so auch in Zukunft, die Ehre das höchste Kleinod sein wird; dieselbe rein und fleckenlos zu erhalten, muss die heiligste Pflicht des ganzen Standes wie des Einzelnen bleiben. Die Erfüllung dieser Pflicht schliesst die gewissenhafte und vollständige Erfüllung aller an-

deren Pflichten des Offiziers in sich. Wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen. Sie verlangt, dass auch in dem äusseren Leben des Offiziers sich die Würde ausdrücke, die aus dem Bewusstsein hervorgeht, dem Stande anzugehören, dem die Verteidigung von Thron und Vaterland anvertraut ist. Der Offizier soll bestrebt sein, nur diejenigen Kreise für seinen Umgang zu wählen, in denen gute Sitte herrschend ist, und darf am wenigsten an öffentlichen Orten aus dem Auge lassen, dass er nicht bloss als gebildeter Mann, sondern auch als Träger der Ehre und der gesteigerten Pflichten seines Standes auftritt. Von allen Handlungen, welche dem Ruf des Einzelnen oder der Genossenschaft nachteilig werden können, besonders von allen Ausschweifungen, Trunk und Hazardspiel, von der Übernahme solcher Verpflichtungen, mit denen auch nur der Schein unredlichen Benehmens verbunden sein könnte, vom hazardmässigen Börsenspiel, von der Teilnahme an Erwerbsgesellschaften, deren Zweck nicht unantastbar und deren Ruf nicht tadellos ist, sowie überhaupt von jedem Streben nach Gewinn auf einem Wege, dessen Lauterkeit nicht klar erkennbar ist, muss der Offizier sich weit abhalten. Sein Ehrenwort darf er nie leichtsinnig verpfänden.

Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, umso ernster tritt an den Offiziersstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, dass es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur, dass die kriegerische Tüchtigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offiziersstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde.

Je eifriger die Offizierskorps treue Kameradschaft und richtigen Korpsgeist pflegen, umso leichter werden sie Ausschreitungen vorbeugen, auf Abwege geratende Kameraden in die richtigen Bahnen zurückleiten, unnütze Händel und unwürdige Zänkereien vermeiden.

Niemals darf das berechtigte Selbstgefühl des Offiziers in Mangel an Achtung oder in Überhebung gegen andere Stände ausarten. Je mehr der

Offizier seinen Beruf liebt und je höher er dessen Zweck auffasst, umso mehr wird er ermessen, in wie hohem Grade das Vertrauen aller Stände zum Offiziersstande eine Bedingung für die erfolg- und ruhmreiche Lösung der letzten und höchsten Aufgabe des Heeres ist.

Ich habe das Vertrauen zu den Offizieren des Beurlaubtenstandes und zu den verabschiedeten Offizieren, welchen ich die Beibehaltung der äusseren Zeichen des Standes bewilligt habe, dass, wie sie fortdauernd Anteil an der Standesehre haben, sie der Verpflichtung, für die Wahrung dieser Ehre zu sorgen, auch in ihren bürgerlichen Verhältnissen stets eingedenk bleiben werden.

Dafür, dass in den Offizierskorps des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes ein geläutertes Ehrgefühl sich lebendig erhalte, sind mir zunächst die Regimentskommandeure und diejenigen Befehlshaber, welchen gleiche Pflichten obliegen, verantwortlich. Sie vor allen besitzen in den ihnen für die Heranbildung der jüngeren Offiziere zu Gebote stehenden Mitteln die Möglichkeit, auf die Erhaltung des Geistes, welcher allein ein Heer gross macht, weit über den Bereich und die Dauer ihrer eigenen Wirksamkeit hinaus Einfluss zu üben. Dieser Pflicht werden sie besonders dann mit Erfolg genügen, wenn sie die jüngeren Offiziere ernstlich anhalten, den wohlgemeinten Weisungen ihrer älteren Kameraden nachzukommen, und wenn sie ebenso diese nicht in Zweifel darüber lassen, dass es eine wesentliche Pflicht der älteren Offiziere ist, ihre jüngeren Kameraden zu überwachen und zu sich heranzubilden.

Wenn in dieser Art durch Erziehung, Beispiel, Belehrung, Warnung und Befehl entsprechend gewirkt wird, müssen Vorkommnisse, welche den in der Verordnung über die Ehrengerichte angeordneten Spruch der Standesgenossen erheischen, immer seltener werden.

Die Bestimmungen dieser Verordnung haben den Zweck, die Pflege der bewährten Überlieferungen ritterlichen Sinnes im Offiziersstande zu fördern, und gewähren die Mittel da, wo einen Offizier der Vorwurf trifft, er habe Schaden an seiner Ehre gelitten, oder wo er selbst dies befürchtet, im geordneten Wege einzuschreiten.

Hierbei sollen die Ehrenräte die Organe der Kommandeure, bilden, während diesen die Leitung der Ehrengerichte und die Verantwortung für die richtige Behandlung der in ihrem Dienstbereich vorkommenden eh-

rengerichtlichen Angelegenheiten ausschliesslich obliegt. Auch sollen die Ehrenräte denjenigen ihrer Kameraden, welche an sie in Ehrensachen sich wenden, mit kameradschaftlichem Rate zur Seite stehen. Indem ich die Zusammensetzung der Ehrenräte der Offizierskorps von der Wahl der Kameraden abhängig gemacht habe, ist es nicht allein meine Absicht, den Kommandeuren für die oft schwierigen Geschäfte in Ehrensachen besonders geeignete Organe zu geben, sondern auch die, solche Offiziere für diese Funktionen zu finden, welche das Vertrauen ihrer Kameraden in so hohem Grade besitzen, dass sie mit Erfolg als deren berufene Ratgeber in Ehrensachen wirken können. Ich setze voraus, dass kein Offizier sich bei der Wahl von anderen als mit dieser meiner Absicht übereinstimmenden Beweggründen wird leiten lassen.

Die Ehrengerichte aber haben die doppelte Aufgabe, sowohl durch ihren Spruch die Ehre des Einzelnen von unbegründeten Verdächtigungen, insoweit ihm andere standesgemässe Wege hierzu nicht offenstehen, zu reinigen als auch zur Wahrung der Ehre des Standes gegen diejenigen Mitglieder desselben, deren Benehmen dem richtigen Ehrgefühl und den Verhältnissen des Offiziersstandes nicht entspricht, einzuschreiten. Die Fälle, in denen ein solches Einschreiten erforderlich werden kann, lassen sich nicht erschöpfend vorausbestimmen; sie im Einzelnen zu erkennen, soll mein vorstehend ausgesprochener Wille einen Anhalt geben.

Zugleich halte ich hierbei mich versichert, dass die Befehlshaber, in richtiger Würdigung der zur Wahrung der Disziplin und zur Aufrechthaltung ihrer Autorität ihnen verliehenen Strafgewalt solche Fälle, welche im Disziplinarwege füglich erledigt werden können, nicht zum ehrengerichtlichen Verfahren verweisen werden, um die gewichtige Bedeutung eines ehrengerichtlichen Spruchs nicht herabzudrücken.

Bei allen Verhandlungen der Ehrenräte und des Ehrengerichtes soll neben der Rücksicht auf die Erhaltung der Stan- desehre der Sinn wechselseitigen Wohlwollens walten. Das Verfahren soll auf Erörterung der Anschuldigungspunkte sich beschränken und nicht auf Nebendinge ein gehen oder durch unnötige Förmlichkeiten erschwert und aufgehalten werden. Auch ist hierbei noch ernstlich darauf zu halten, dass innere Angele-

genheiten eines Offizierskorps' nicht weiter aus diesem Kreise hinausgetragen werden, als unumgänglich nötig ist.

In dem Vertrauen, dass edler Sinn und guter Ton in den Offizierskorps meines Heeres sich heimisch erhalten und Privatstreitigkeiten und Beleidigungen der Offiziere untereinander immer seltener vorkommen werden, habe ich das durch die Verordnung II vom 20. Juli 1843 vorgeschriebene Verfahren ausser Kraft gesetzt. Nur soll für den Offizier, welcher mit einem anderen Offizier in eine der Ehre berührende Privatzwistigkeit gerät, die Verpflichtung fortbestehen, seinen Ehrenrat, und zwar spätestens, wenn er eine Herausforderung zum Zweikampf erlässt oder erhält, hiervon Anzeige zu machen oder durch einen Kameraden Anzeige machen zu lassen. Der Ehrenrat hat alsdann sofort und möglichst noch vor Vollziehung des Zweikampfes dem Kommandeur Meldung zu erstatten und da, wo die Standessitte es irgend zulässt, einen Sühneversuch vorzunehmen; falls dieser aber nicht gelingt, dahin zu wirken, dass die Bedingungen des Zweikampfes zur Schwere des Falls in keinem Missverhältnis stehen. Kommt es zum Zweikampf, so hat der Präses des Ehrenrates oder ein Mitglied desselben sich als Zeuge auf den Kampfplatz zu begeben und darauf zu achten, dass bei Vollziehung des Zweikampfes die Standessitte gewahrt wird.

Auf ehrengerichtlichem Wege soll wegen eines Zweikampfes nur dann gegen Offiziere eingeschritten werden, wenn der eine oder der andere der Beteiligten bei dem Anlass oder dem Austrag der entstandenen Privatstreitigkeiten gegen die Stan- desehre gefehlt hat. Dies muss insbesondere in dem immerhin möglichen Falle geschehen, wenn ein Offizier in frevelhafter Weise einem Kameraden ohne jede Veranlassung eine schwere Beleidigung zugefügt haben sollte. Denn einen Offizier, welcher im Stande ist, die Ehre eines Kameraden in frevelhafter Weise zu verletzen, werde ich ebensowenig in meinem Heere dulden, wie einen Offizier, welcher seine Ehre nicht zu wahren weiss.

Die Regimentskommandeure und die ihnen gleichstehenden Befehlshaber haben dafür Sorge zu tragen, dass jeder neu ernannte Offizier des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes von dieser meiner Ordre Kenntnis erhält. Auch ist durch gelegentliches Vorlesen bei Versammlungen der Offizierskorps mein hier ausgesprochener Wille den Offizieren meines Heeres öfters in Erinnerung zu bringen.

Das Verhältnis zwischen Kaiser Wilhelm 1. und Otto von Bismarck war ein sehr gutes: Der Monarch vertraute dem Ministerpräsidenten und würdigte seine Leistungen adäquat; Bismarck dankte dem Kaiser dies mit unbedingter Treue.

OTTO VON BISMARCK

Gedenkworte auf Kaiser Wilhelm I.

Otto *Eduard Leopold von Bismarck (1815-1898) wurde 1862 von König Wilhelm I. von Preußen zum Ministerpräsidenten ernannt. Bismarck verdiente sich Meriten durch seine kluge Paktpolitik, die jahrzehntelang Europa im Gleichgewicht hielt und Preußens Einfluss ausserordentlich vergrösserte. Nach der Reichsgründung 1871, nach der v. Bismarck in den Fürstenstand erhoben wurde, blieb seine Aussenpolitik bis zu seinem Ausscheiden aus der Regierung im Jahre 1890 defensiv und friedliebend. – Wilhelm I., der v. Bismarck seinen deutschen Kaiserthron verdankte, stand dem Reichspräsidenten nahe. Im sogenannten Dreikaiserjahr 1888folgte dem 90jährigen Wilhelm I. sein an Kehlkopfkrebs leidender 57jähriger Sohn Friedrich II., der nach nur 99 Tagen Regentschaft starb. Kaiser wurde nun dessen 29jähriger Sohn Wilhelm II.*

Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits tatsächlich wissen werden: dass Se. Majestät der Kaiser Wilhelm heute Vormittag um halb 9 Uhr zu seinen Vätern entschlafen ist. Infolge dieses Ereignisses ist die preußische Krone, und damit nach Artikel 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde, auf Se. Majestät Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach den mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, dass Sr. Majestät der regierende Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen

wird. Ich hatte von dem Hochseligen Herrn in seinen letzten Tagen in Betätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor mir liegt, und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, das heisst also etwa heute oder morgen, zu schliessen. Ich hatte die Bitte an Se. Majestät gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen. Se. Majestät aber haben mir darauf erwidert, dass Sie glaubten, den vollen Namen noch unterschreiben zu können. Infolgedessen liegt dieses historische Aktenstück der letzten Unterschrift Se. Majestät vor mir. Unter den obwaltenden Umständen nehme ich an, dass es den Wünschen der Mitglieder des Reichstages, ebenso wie denen der verbündeten Regierungen, entsprechen wird, dass der Reichstag noch nicht auseinandergeht, sondern zusammenbleibt bis nach Eintreffen Sr. Majestät des Kaisers, und ich mache deshalb von dieser allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als dass ich dieselbe als historisches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, welche den Stimmungen und den Überzeugungen des Reichstages entsprechen, in dieser Richtung herbeizuführen.

Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten Deutschen Kaisers aus unserer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen. Aber das eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen – nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen –, dass inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr in seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Tatsachen waren, welche ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war die, dass die Leiden seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unseres jetzigen regierenden Herrn, die ganze Welt – nicht nur Deutschland, sondern alle Weltteile, kann man sagen – ich habe noch heute ein Telegramm aus New York in dieser Beziehung erhalten –, mit einer Teilnahme erfüllt haben, die beweist, welches Vertrauen sich die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat.

Es ist dies ein Erbteil, kann ich wohl sagen, welches des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterlässt. Das Vertrauen, das die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen, trotz allem, was dagegen versucht wird. Die zweite Tatsache, in der Se. Majestät einen Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war die, dass der Kaiser auf die Entwicklung seiner Hauptlebensaufgabe, der Herstellung und Konsolidierung der Nationalität des Volkes, dem er als deutscher Fürst angehört hatte, – dass der Kaiser auf die Entwicklung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, welche den Abend seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Tatsache bei, dass mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstages dasjenige beschlossen wurde, was für die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reiches auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte, als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Se. Majestät mit grossem Troste erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe – es war gestern –, hat er darauf Bezug genommen, wie ihn dieser Beweis der Einheit der gesamten deutschen Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat.

Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie alle erwünscht sein, dieses Zeugnis, das ich aus eigener Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unseres dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimat zu nehmen, weil jeder einzelne von Ihnen einen Anteil an dem Verdienste hat, welches dem zugrunde liegt.

Meine Herren, die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, dass dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, im Krieg und im Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe.

HELLMUTH VON MOLTKE

Die Idee des Friedens

Hellmuth von Moltke (1800-1891) wurde 1858 Chef des preußischen Generalstabes. Im Deutschen Krieg von 1866 und im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 gab er alle Weisungen für die Heeresführung. Er war ein Stratege mit grosser Anpassungsfähigkeit an die Gedankengänge seiner Gegner. – Graf v. Moltke äusserte sich zu militärhistorischen und -philosophischen Aspekten, so etwa zum international-geltenden Völkerrecht, dessen ihm zugesandten Entwurfer in folgendem Brief kritisierte.

Berlin, den 11. Dezember 1880

Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzuteilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht, und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildem, welche der Krieg mit sich führt.

Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, dass die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muss; aber ich gehe weiter und glaube, dass sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht, dieses Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine – oder beide – die Lois de la guerre [Gesetze des Krieges] verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der Einzelnen, von dem Ehrgefühl und Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, dass wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Verwilderung des Dreissigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit. Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewalttätigen Elemente geblieben; aber sie bilden nicht mehr wie früher den alleinigen Bestand. Zwei wirksame Mittel liegen ausserdem in der Hand der Regierungen, um den schlimmsten Ausschreitungen vorzubeugen. Die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Manneszucht und die administrative Vorsorge für Ernährung der Truppen im Felde. Ohne diese Vorsorge ist auch die Disziplin nur in beschränktem Masse aufrecht zu erhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, kann dann nicht nur en proportion avec les ressources du pays [im Verhältnis zu den Hilfsmitteln des Landes], er muss alles nehmen, was zu seiner Existenz nötig ist. Das Übermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die grösste Wohltat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle, nicht geradezu verwerflichen Mittel freistehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Declaration de St. Petersbourg [Petersburger Auslegung], dass die «Schwächung der feindlichen Streitmacht» das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mässigung wie je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entschieden, und erst als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Gern erkenne ich an, dass das Manual [Handbuch] in klaren und kurzen Sätzen den Notwendigkeiten im Kriege im höheren Masse Rechnung trägt, als dies in früheren Versuchen der Fall gewesen ist. Aber selbst die Anerkennung der dort aufgestellten Regeln durch die Regierungen sichert noch nicht die Ausführung. Dass auf einen Parlamentär nicht geschossen werden darf, ist ein längst allseitig zugestandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir denselben im letzten Feldzug mehrfach übertreten gesehen.

Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, dass er (§ 2 ad 43) in der nicht organisierten Bevölkerung, welche (spontanément, also aus eigenem Antrieb) die Waffen ergreift, und durch welche er bei Tag wie bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, nicht einen regelrechten Feind zu erblicken hat.

Einzelne Forderungen des Manual dürften unausführbar sein, z.B. die Feststellung der Identität der Gefallenen nach einer grossen Schlacht. Andere würden zu Bedenken Anlass geben, wenn nicht die Einschaltung von «Lorsque les circonstances le permettent, s'il se peut, si possible, s'il-y-a nécessité etc.» [Wenn es die Umstände erlauben, wenn man kann, wenn möglich, wenn Notwendigkeit besteht usw.] ihnen eine Elastizität verliehe, ohne welche der bittere Ernst der Wirklichkeit die Fesseln sprengen würde, welche sie auferlegen.

Im Kriege, so alles individuell aufgefasst sein will, werden, wie ich glaube, nur die Paragraphen wirksam werden, welche sich wesentlich an die Führer wenden: Dahin gehört, was das Manual über Verwundete, Kranke, Arzte und Sanitätsmaterial festsetzen will. Die allgemeine Anerkennung schon dieser Grundsätze sowie die über Behandlung der Gefangenen würde ein wesentlicher Fortschritt zu dem Ziel sein, welches das Institut für Völkerrecht mit so rühmlicher Beharrlichkeit erstrebt.

Hochachtungsvoll ergebenst Graf Moltke

ALFRED VON SCHLIEFFEN

Moltke

Alfred Graf von Schlieffen (1833-1913) ist bekannt durch den Schlieffenplan (1905), der eine Strategie far den Mehrfrontenkrieg unter den geopolitischen Gegebenheiten Deutschlands darstellte. – Hellmuth Graf v. Moltke hatte Kriegsstrategie als ein «System von Aushilfen» bezeichnet. In nachfolgender Rede erklärt v. Schlieffen die Bedeutung dieses zunächst rätselhaft anmutenden Wortes und weist seine Gültigkeit nach.

Meine Herren! In der Festschrift, welche die Kriegsgeschichtliche Abteilung für den morgenden Tag abgefasst hat, wird dem Bedauern Ausdruck gegeben, dass der verewigte Feldmarschall das Wesen des Krieges nicht wissenschaftlich behandelt, dass er nicht gleich manchen anderen vor ihm eine Theorie des Krieges geschrieben hat. Dieses Bedauern teilen wir gewiss alle. Ein Buch wäre erwünscht, aus dem der forschende Geist herauslesen könnte, wie man es zustande bringt, drei Feldzüge zu gewinnen, ganze Armeen gefangen zu nehmen und einen Krieg in ebensovielen Tagen zu Ende zu bringen, wie andere Feldherren Wochen, Monate und Jahre dazu gebraucht haben. Dieser Wunsch ist unerfüllt geblieben. Nicht in stattlichen Bänden, vielen Kapiteln und zahlreichen Paragraphen hat der Feldmarschall die grossen strategischen Probleme zu lösen gesucht, er hat vielmehr seine Offenbarung über das Wesen des Krieges auf die wenigen Worte beschränkt: «Die Strategie ist ein Sys-

tem der Aushilfen.» Das scheint ein Stein zu sein, der dem Hungernden statt des Brotes geboten wird, oder ein Orakelversuch, welcher mehr verwirrt als aufklärt. Das scheint nichts zu sein, und es ist alles.

Es ist ein Protest gegen diejenigen, welche in einer Theorie, einer Methode, in inneren oder äusseren Linien, in Umfassung oder Durchbruch das alleinige Heil suchen. Es ist die Behauptung, dass für jeden Fall das Zweckmässigste gesucht werden muss, und es ist die Herstellung voller Freiheit für den Führer, das zu tun, wodurch er den Sieg gewinnen zu können glaubt.

Die Wissenschaft, die Gelehrten haben im Laufe der Zeit eine Fülle von Gesetzen für den Krieg aufgestellt, welche zu befolgen sind und welche nicht verletzt werden dürfen. Es wird dem Feldmarschall von den Kritikern nie vergeben werden, dass er gegen fast alle diese Gesetze gefehlt hat. – «Man soll seine Flanken und vollends seinen Rücken decken.» Er aber rückte in Böhmen ein und liess, trotz aller Vorstellungen und, man kann wohl sagen, aller Intrigen, nur eine Division und die westlichen Festungsbesatzungen gegen seine Feinde im Rücken stehen. Allerdings wurde es dadurch möglich, 18 Divisionen (die Stärke der damaligen preußischen Feldarmee) auf das Schlachtfeld zu bringen. – «Man soll seine Kräfte zusammenhalten.» Mitte Juni war aber die preußische Armee von Torgau bis Neisse auf 350 km auseinandergezogen. 14 Tage später freilich waren 220.000 Mann bei Königgrätz auf engem Raum vereinigt. Nur bei Leipzig, aber weder vorher noch nachher, hatte man Ähnliches gesehen. – «Vor der Schlacht soll Masse gebildet werden.» Es gelang aber erst am Nachmittag des 3. Juli, die Armee zu vereinigen. Allerdings wurde durch diese Verzögerung die Niederlage des Feindes zu einer vernichtenden. – «Die feindliche Hauptarmee ist das Ziel, auf welches man vorzumarschieren hat.» Der Feldmarschall marschierte aber auf Wien und nicht auf Olmütz. Ein beschleunigter Abschluss des Friedens war die Folge. – «Das erste, was ein Feldherr zu tun hat, ist, sich eine Basis zu sichern.» Da begegnete es ihm aber, dass er bei Gravelotte die Front gegen Deutschland, bei Sedan den Rücken gegen Paris hatte. Freilich war es nur auf diese Weise möglich, zwei Armeen gefangenzunehmen.

Er ist vom Glück begünstigt gewesen, heisst es. Einern unerhörten Glück hat er es allein zu verdanken gehabt, dass er trotz aller dieser Feh-

ler gesiegt hat. Das Glück bleibt aber auf die Dauer nur dem Tüchtigen treu. Und war es wirklich nur Glück, dass in dem Moment der höchsten Spannung der Schlag von Trautenau fiel, dass das Gardekorps mechanisch seine Marschziele erreichte, ohne sich um den Kanonendonner zur Rechten oder zur Linken zu kümmern, dass die Erste Armee trotz allen Drängens nicht vorwärtskam? Auch bei dem vorsichtigsten Anschlage konnten solche Faktoren nicht in Rechnung gestellt werden. Oder war es Glück, dass in den ersten Augusttagen 1870 der eine Armeeführer zu spät, der andere zu früh losschlug, dass die Erste Armee die Marschstrassen der Zweiten kreuzte und alles in Frage stellte?

Und wie steht es mit den vermeintlichen Fehlern anderer Feldherren? War Napoleon bei Marengo etwa gut basiert? Befand er sich vor Jena nicht in der ungünstigsten Lage von der Welt? War es zu rechtfertigen, dass Friedrich der Grosse am Morgen von Leuthen an der Front der Österreicher entlang, dass er bei Zorndorf fast im vollen Kreise um die Russen herum marschierte? Zu dem Resultat werden wir wohl nicht kommen, dass derjenige ein grosser Feldherr ist, welcher viele Fehler begeht, aber wohl zu demjenigen, dass, wer einen entscheidenden Sieg erringen will, jene strategischen Gesetze beherrschen, dass er abwägen muss, über welche er sich in dem gegebenen Fall hinwegsetzen und welche er zum kühnen Wagen benutzen kann.

Das will mir auch scheinen, dass solche Fehler zu begehen nicht so gefährlich ist, als an ein und derselben Methode, als an einem Universalmittel festzuhalten. Napoleon, der gepriesene Meister des Massebildens, war bei Leipzig gewiss konzentriert und massiert. Aber das Mittel, welches bei Austerlitz und Wagram zum glänzenden Siege geführt hatte, versagte dem konzentrischen Vormarsch der Verbündeten gegenüber. Mit einer Operation auf der inneren Linie hatte er seine Feldherrnlaufbahn 1796 begonnen. Indem er sich bald links, bald rechts wandte, hatte er seine Feinde einzeln geschlagen und zersprengt. Nach 1814 hatte er, zwischen den getrennten Korps der Verbündeten hin und her marschierend, seine Keulenschläge zu allen Seiten ausgeteilt. Aber durch eine ebensolche Operation auf der inneren Linie ging er bei Waterloo zugrunde.

Die Lehre hat uns der Feldmarschall hinterlassen: «Nicht *eine* Methode, *ein* Mittel, *eine* Aushilfe, sondern viele.» An Aushilfen hat es dem Feldmarschall nicht gefehlt, und es würde ihm auch später nicht daran gefehlt haben. Davon waren alle in der Armee überzeugt. Keiner zweifelte oder hoffte nur, jeder wusste, dass auch in der schwierigsten Lage die glatte eiserne Stirn und das durchsichtige Auge die Aushilfe finden würden, dass im rechten Augenblick der rechte Entschluss gefasst werden würde.

Dieser Entschluss muss einfach sein, darüber hat uns der Feldmarschall belehrt, und gewiss waren seine Entschlüsse einfach, einfach nach Inhalt und Form. Was ist Einfacheres zu denken als jenes Telegramm vom 22. Juni: «Seine Majestät befehlen, dass beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen.» Mit diesen wenigen Worten riss er sich aus einer bedenklichen Lage, in welche ihn eine zögernde Politik versetzt hatte, und brachte einen der gewagtesten und folgenschwersten Entschlüsse zur Ausführung.

So leicht und glatt, wie die Worte des Telegramms sich abrollen, wird der Entschluss im einsamen Arbeitszimmer nicht erkämpft, in zweifelnder Brust nicht errungen worden sein, denn im Kriege ist alles schwer; aber an dem Erwogenen und Errungenen hielt er mit gleichmütiger Zuversicht, mit dem hohen Selbstvertrauen eines begnadeten Feldherrn fest. Als am Nachmittag des 3. Juli der Kronprinz gar nicht kommen wollte, die Flüchtlinge aus dem Swiepwalde zurückströmten, die letzten Batterien auf der Höhe, wo der König hielt, auffuhren, alles um ihn herum in Unruhe und in Aufregung geriet, meldete er, dass nicht nur die Schlacht, nein, dass der Feldzug gewonnen sei. Sein weitblickender Geist sah über das erregte Treiben seiner Umgebung hinweg; er wusste, wie die Dinge nach unabänderlichen Gesetzen kommen mussten, und erblickte sich bereits an einem Wendepunkt der Weltgeschichte.

Aber hinter dieser philosophischen Ruhe, hinter der Gelassenheit des Gelehrten, brannte das Feuer eines hartnäckigen Willens zum Siege, eines wilden Drängens nach vorwärts, eines erbarmungslosen Strebens nach Vernichtung des Feindes. Nur an der Wirkung war das zu erkennen. Die Aussenseite behielt die Ruhe und Gelassenheit, in welcher sein ganzes Leben dahinfloss.

Welch ein Unterschied gegen andere Feldherren, deren Leben sich als Drama abspielt und die als Helden eines Trauerspiels untergehen!

Zu einem solchen Ausgange fehlte ihm alles, die Leidenschaft, der Ehrgeiz, die Selbstsucht. Er lebte nicht sich selbst, er lebte einem anderen. Er suchte nicht das Seine, sondern das eines Höheren, er war der Diener seines Königs, seiner treuesten einer. Wenn wir heute sein Andenken feiern, so können wir in seinem Sinne nicht unterlassen, das Gelübde der Treue und Hingebung gegen unseren Kriegsherrn zu erneuern, indem wir rufen:

Seine Majestät der Kaiser und König – hurra!

WILHELM DILTHEY

Die Grösse Preußens

Dem *Philosophen Wilhelm Dilthey (1833-1911) ist die zunehmende Wertschätzung der Geisteswissenschaften gegenüber den – besonders zu seiner Zeit – materialistischeren Naturwissenschaften zu danken.* Dilthey *ging von der Grundannahme der Geschichtlichkeit des Menschen, der gesellschaftlichen Ordnung und des geistigen Lebens aus. Die sich hieraus ergebenden Fragestellungen wandte er u.a. auf Prasssm an; er erblickte im preußischen Geist die Essenz Preußens wie Deutschlands. Dieser unzerstörbare Geist ist es, durch den sich Preußen stets nach einer Niederlage wieder wie Phönix aus der Asche erhob.*

Es gibt keinen Staat der Intelligenz in dem Sinne, als ob irgendein Teil Deutschlands reicher an dieser wäre als die übrigen. Aber wenn der Idealismus, welcher in der Intelligenz überall den ersten bestimmenden Faktor alles Geschehens sucht, echt deutsch ist, dann muss wohl ganz Deutschland auf die Geschichte eines Staates stolz sein, der durch rein geistige Energie zweimal in entscheidenden Kämpfen um seine Existenz neubegründet worden ist, dessen Stellung nach seiner Lage und Ausdehnung auf seiner geistigen Spannkraft beruht, nicht auf Naturverhältnissen. Diese Energie des Geistes, der seiner Herrschaft gewiss ist, ist zugleich der Ursprung der Grösse Preußens und der Charakter der deutschen Nation. Und in diesem Sinne darf man wohl Preußen den Staat der Intelligenz wie den deutschen Staat nennen.

HANS VON SEECKT

Preußischer Geist

Hans von Seeckt (1866-1936) war im Ersten Weltkrieg Generalstabschef verschiedener Heeresgruppen gewesen und beteiligte sich in der Weimarer Republik führend am Aufbau der Reichswehr. Als Chef der Heeresleitung von 1920 bis 1926 versuchte er, die Reichswehr unpolitisch loyal zum gegebenen Staat 'zu halten. – Die sich darin äussernde Haltung, Fragen der Parteipolitik keinen Einfluss auf die Pflicht und Aufgabe des einzelnen Bürgers in bezug aufden Staat zuzugestehen, zeigt v. Seeckt als von preußischem Geist beseelt. Preußentum, folgert v. Seeckt, ist immer individuell, weil die preußische Staatsidee von zusammenwirkenden Individuen getragen wird, die hierdurch als Einheit über sich als Summanden hinauswachsen.

Wie ist nun eigentlich diese preußische Eigenart? Sie ist in erster Linie bezeichnet durch den preußischen Staatsbegriff. Er unterscheidet sich ebensosehr von der englisch-liberalen Staatsauffassung, die in dem Staat den Versicherungsagenten für das Geschäft sieht, wie von der marxistischen, die ihren Endzweck im mechanisierten Bienenstaat findet – der preußische Staat ist aufgebaut auf der Gegenseitigkeit der Leistungen, auf der Hingabe jedes einzelnen seiner Glieder an das Wohl der Gesamtheit, und zugleich auf der Aufgabe der den Staat leitenden Macht, sie zum Wohl jedes einzelnen zu benutzen. So wird der Staat in Preußen nicht zum leeren Begriff, nicht zu einer philosophisch oder sophistisch begrün-

deten abstrakten Idee, sondern zu einem durchbluteten, lebenden Gebilde. So wird der Staat mit jedem seiner Glieder eins; in jedem von ihnen lebt der ganze Staat Preußen. Dieser Staat ist ganz auf Pflicht gebaut, ebenso auf die Pflicht seiner Bürger gegen den Staat wie die des Staates gegen seine Bürger. Dieses Staatsgefühl trägt in sich die hohe Verantwortung beider und damit jedes einzelnen. Dieses Preußentum ist der Inbegriff der Freiheit. Im englisch-liberalen Staat wird der einzelne zum Sklaven des Wohlergehens; der einzige Gradmesser in ihm ist das Geld. Im marxistischen Staat verschwindet der einzelne in der Masse, er wird zum Sklaven einer Idee ohne Blut; im Fürstenstaat des Machiavelli wird der Untertan das Werkzeug des einen Herrn, der ihm seine Gunst nach Massgabe des eigenen Vorteils zumisst. Im preußischen Staatsbegriff lebt die freiwillige, also freie Einordnung in ein Gefüge, dessen notwendiger Bestandteil jeder einzelne ist. «L'Etat c'est moi», ist der Wahlspruch jedes Preußen.

Das versteht die Welt nicht, weil sie es nicht fühlen kann. Daher war und ist ihr dieser Preußenstaat so unheimlich. Das war ihr schon der grösste Preuße, der König, der anscheinend so amoralisch wie ein Tier der Apokalypse durch die Welt ging und der doch in sich die tiefste Moral, die der selbstgewählten Pflicht, trug. Und wieder wurde es dem grossen Korsen unheimlich, als es das zerschlagene, gedemütigte Preußen war, das am Abend von Belle-Alliance seinen Ruhm und sein Reich begrub. Noch einmal erhob sich dieses Preußentum zu unheimlicher Grösse, als die Welt das grosse Rätsel Bismarck nicht zu lösen vermochte. – So blieb nichts übrig als dieses Preußen, weil man es nicht verstand, zu fürchten und weil man es fürchten musste, zu hassen. Das hat Preußen erlebt, einst in dem stolzen Gefühl seiner Überlegenheit und dann in den Tagen von Versailles und Weimar, als sich die ganze, nun für einen Augenblick losgekoppelte Meute der Feinde innerhalb und ausserhalb des Reiches auf Preußen warf, als man mit dem, was in der Vergangenheit unverständlich, unheimlich gewesen war, nun auch alles Grosse, womöglich die ganze Vergangenheit, ins Feuer werfen wollte. Auch aus diesem Sturm, dem schwersten, den es erlebte, ist Preußen, nicht unversehrt, doch lebendig, hervorgegangen. Man hat seine Vergangenheit versucht zu verkleinern, zu schmälern, wenn es ginge, zu vergessen und vergessen zu machen. Umsonst: Preußens Vergangenheit ist eins mit seiner Gegenwart

und seiner Zukunft. In seiner auf Pflicht begründeten Staatsauffassung liegt eine Kraft, welche selbst die Erschütterungen der Änderung der Staatsform überdauerte. Einst hat sein König sich den ersten Diener des Staates genannt, heute muss es wahrgemacht werden, dass dieses selben Staates ärmster Sohn auch sein getreuester ist.

Wir sehen in Preußen den freien Staat, und der ist er im Sinne echter Freiheit, der Freiheit, die anerzogen und auf dem Pflichtgefühl begründet ist. Viele draussen und drinnen wollen und können das nicht sehen, und das Preußen von einst ist ihnen der Zwangsstaat, die grosse Kaserne. Sie machen es Friedrich Wilhelm I. zum Vorwurf, dass er nicht mit einem Parlament regiert habe und Friedrich dem Grossen, dass er nicht das allgemeine Stimmrecht einführte. Sie übersehen, dass das Volk erst zur Staatsgesinnung erzogen werden musste, und es erst dann zu verantwortlicher Mitarbeit reif wurde. Ohne Kämpfe und ohne Irrtümer ist der Weg nicht gegangen worden. Heute fragen wir uns doch wohl eher, ob man nicht in der Freiheit und dem Mitreden zu weit gegangen ist, ob das Volk wirklich verantwortungsreif genug wurde; und der Ruf nach der starken Hand, nach dem Diktator, erinnert etwas an die Sehnsucht nach dem Krückstock der grossen Könige.

Wie sehr sich in diesem Staat Freiheit mit Ordnung verbanden, zeigt die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung, die der Selbstverwaltung, also der Selbstverantwortung der Glieder, weite Freiheit und Betätigung zuwies und zugleich die Heranbildung eines Beamtentums, das in Uneigennützigkeit, Unangreifbarkeit, Überparteilichkeit, in seiner strengen Pflichtauffassung den Staat würdig vertrat.

Preußen ist der soziale Staat im besten, im eigentlichen Sinne gewesen. Die soziale Fürsorge liegt in erster Linie darin, dem einzelnen die Möglichkeit zur Arbeit, zur Erhaltung und Verwertung seiner Kräfte und damit zum Wohlergehen zu geben. Der Staat soll nicht zum Wohlfahrtsstaat werden, der dem Bürger die Arbeit und die Selbstverantwortung abnimmt und ihn zum Angestellten des Staates macht. Aufgabe des Staates ist es, zum Zwecke der Hebung und Erhaltung des allgemeinen Wohlergehens die Schwachen zu stützen, das Wirken der Kräftigen zu überwachen und beide, sei es durch Hebung, sei es durch Beschränkung, dem gemeinen Wohlergehen, also dem Staat, dienstbar zu machen.

Die soziale Fürsorge und Vorsorge wirkte bis in die letzte Wohnstätte sich aus; aber heute stehen wir gegenüber Millionen Arbeitsloser und wachsender bolschewistischer Gefahr vor der Frage, ob nicht die Wege gesunder, preußischer Sozialpolitik zum Schaden des Ganzen verlassen sind.

Man hat das alte Preußen ungeistig genannt im Gegensatz zu der reichen Blüte von Kunst und Wissenschaft im deutschen Süden und Westen. Die Kunst treibt reichere, buntere Blumen auf fruchtbarerem Boden, und die Wissenschaft arbeitet gern in Ruhe und Sicherheit. Freilich, der märkischpreußische Boden gibt nicht leicht und reichlich, und Preußens kolonisatorische Tätigkeit erfüllte die Luft mit Lärm und Gefahr. In Fragen der Kunst ist es schwer zu streiten, aber die Namen Schlüter, Schadow, Chodowiecki, Menzel, Kleist, Fontane, um nur einige zu nennen, trugen preußische Eigenart in die vorderste Reihe. Eine Tatsache bleibt zu erwähnen, dass die Gründung der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin in die Jahre tiefsten staatlichen Niedergangs fiel und der Erkenntnis entsprang, dass die Wiedergeburt Preußens auf geistiger Erneuerung fussen müsste. Hier lehrte als einer der ersten Professoren Fichte, und droben in Königsberg lebte Kant, die Verkörperung des preußischen Gedankens der Pflicht. Wir müssen den Begriff der preußischen Geistigkeit viel weiter fassen, um seine Bedeutung zu erkennen. Der am Staats- und Pflichtbegriff geschulte Geist durchdrang den ganzen deutschen Kreis des Denkens und Schaffens. Erst der sachliche, oft kalte Ordnungssinn, der von Preußen ausging, gab dem deutschen Geist die Organisationsfähigkeit. Alle die grossen freien organischen Leistungen, die soziale Gesetzgebung, Kartelle, Gewerkschaften, sie wurzeln alle im preußischen Boden, auch da, wo sie im Laufe der Zeit den preußischen Charakter der Nüchternheit verloren haben. Die Entwicklung der Technik, befruchtet von allen den reichen Quellen deutschen Geistes, ist doch begründet in dem exakten praktischen, wissenschaftlich und sozial geschulten Preußentum.

Dieser Preußengeist ist in erster Linie, begründet in seiner Geschichte, ein militärischer Geist. Er trat zutage in dem grössten Kunstwerk, das Staatskunst geschaffen hat, in der preußischen Armee. Die kolonisatorischen Aufgaben Brandenburg- Preußens zwangen dazu, den ganzen Staatsaufbau eng mit dem des Heeres zu verbinden, ja es zur Grundlage

des Staates zu machen. Wir denken dabei nicht allein an die kriegerische Tätigkeit, die erst den Staat schuf und ihn schützte, sondern vor allem an die Werbekraft des preußischen Militarismus, der immer mehr die oft widerstrebenden deutschen Stammesbrüder in seinen Bann zog und das preußische militärische Denken zum Gemeingut Deutschlands machte, weit mehr, als es nur die Form zeigte. Das ist vielleicht einer der stärksten Beweise der Lebenskraft des Preußentums, dass es nach dem fürchterlichen Ende der deutschen Armee inmitten eines Deutschland, das sich ebenso preußen- wie militärfeindlich gebärdete, doch gelang, eine deutsche Heeresmacht zu gründen, die, so klein sie ist, doch ganz Deutschland umfasst und die preußische Prägung zeigt.

ARTHUR MOELLER VAN DEN BRUCK

Preußischer Stil

Der Schriftsteller und Kulturhistoriker Arthur Moeller van den Bruck (1876-1925) stand im Zentrum der politischen Diskussion seiner Zeit, und sein dialektisch geprägtes Denken beeinflusste die – später so genannte – Konservative Revolution, zu deren herausragenden Vertretern er gehörte. – In seinem politischen Hauptwerk Das dritte Reich *(1923) erklärte er: «Wir müssen die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben.» Moeller van den Brucks Grundgedanke einer «Einheit der Gegensätze» prägt wie sein gesamtes Werk auch den nachfolgenden Auszug aus seinem Buch* Der Preußische Stil *(1916).*

Das Preußentum war der Geist, der in Deutschland die Schwärmerei durch den Willen, den Schein durch die Sache und Sachlichkeit ablöste und unter uns wieder die Sendung zur Tat übernahm. Dieses Preußentum, das nicht Vernünftigkeit, sondern Vernunft, nicht Aufklärung, sondern Klarheit wollte, erhob zum ersten Male den Dualismus zum System und zur Praxis in einem und lehrte uns denken und handeln zugleich.

Dieses Preußentum schied die Erscheinungen und sonderte die Begriffe, wie es den Staat auf das Recht, die Gesetzlichkeit auf Sittlichkeit stellte. Dieses Preußentum steigerte seinen Kritizismus zu einer Organisationskraft, die zu der Systematik von Kant wie zu derjenigen von Clausewitz führte und aus der sich alles grosse Preußische erklärt, der Bau der

Phänomenologie des Geistes wie der Wurf des geschlossenen Handelsstaates oder die Tat des Krümpersystems.

Und dieses selbe Preußen, dieses vermeintlich so kunstferne, wenn nicht kunstfeindliche Land, dessen Reichtum in seiner Sparsamkeit, dessen Überfluss in seiner Masshaltung, dessen Aufwand in seiner Einschränkung lag, hat dann auch die alte Völkererfahrung wieder bestätigt, nach der den politischen Aufstieg einer jeden überhaupt schöpferischen Nation stets eine kulturelle Entwicklung begleitet, in deren sichtbaren Formen das betreffende Volkstum erst in das weltgeschichtliche Bewusstsein übergeht.

Auch Preußen, dieser karge und harte Staat, in dem die Menschen zu Disziplinen gefroren erscheinen, ist den Problemen der künstlerischen Formung nachgegangen, hat in der Lösung auch sie, die draussen in der Welt seit Langem nur noch der Vortäuschung dienten, wieder zu Sache und Sachlichkeit zurückgeführt und eine letzte künstlerisch überdauernde Wahrheit über sein staatliches sittliches geistiges Ich hervorgebracht, an der man in Einfachheit, aber auefi in Grossartigkeit die Äusserungen alles Preußischen immer erkennen wird: die deutliche Einheit eines preußischen Formenbaus: einen preußischen Stil.

ÜSWALD SPENGLER

Prußentum

Oswald Spenglers (1880-1936) mit dem Ende des Ersten Weltkrieges und damit dem Zusammenbruch einer Welt einhergehendes Erscheinen seines zweibändigen Hauptwerkes Der Untergang des Abendlandes *(1918 und 1922) machte ihn weltberühmt. Spengler geht von der Kulturzyklentheorie aus, nach der jede Kultur, also auch jene des Abendlandes, nur eine begrenzte Zeit vorherrschen kann; hiernach müsse sie naturgesetzlich zugrunde gehen. – Seine Schrift* Preußentum und Sozialismus *(1920), die aus derselben Zeit wie sein Hauptwerk stammt, sieht ebenfalls den Menschen an einer Schwelle. Doch Spengler weiss auch, dass jedem Untergang ein neuer Aufgang folgt und dass der «Preuße'» – wie er ihn definiert – auf einen kommenden Menschentyp hinweist.*

Ich möchte über den Begriff Preußentum nicht missverstanden werden. Obwohl der Name auf die Landschaft hinweist, in der es eine mächtige Form gefunden und eine grosse Entwicklung begonnen hat, so gilt doch dies: Preußentum ist ein Lebensgefühl, ein Instinkt, ein Nichtanderskönnen; es ist ein Inbegriff von seelischen, geistigen und deshalb zuletzt doch auch leiblichen Eigenschaften, und zwar der besten und bezeichnendsten Exemplare dieser Rasse. Es ist längst nicht jeder Engländer von Geburt ein «Engländer» im Sinne einer Rasse, nicht jeder Preuße ein «Preuße». In diesem Worte liegtalles, was wir Deutschen nicht an vagen

Ideen, Wünschen, Einfällen, sondern an schicksalhaftem Wollen, Müssen, Können besitzen. Es gibt echt preußische Naturen überall in Deutschland – ich denke da an Friedrich List, an Hegel, an manchen grossen Ingenieur, Organisator, Erfinder, Gelehrten, vor allem auch an einen Typus des deutschen Arbeiters – und es gibt seit Rossbach und Leuthen unzählige Deutsche, die tief in ihrer Seele ein Stückchen Preußentum besitzen, eine stets bereite Möglichkeit, die sich in grossen Augenblicken der Geschichte plötzlich meldet. Aber echt preußische Wirklichkeiten sind bis jetzt nur die Schöpfungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Grossen: der preußische Staat und das preußische Volk. Indessen jede überlegene Wirklichkeit ist fruchtbar. Im heutigen Begriff des Deutschen, im heutigen Typus des Deutschen ist das preußische Element verjährten Ideologien gegenüber bereits stark investiert. Die wertvollsten Deutschen wissen es gar nicht. Es ist mit seiner Summe von Tatsachensinn, Disziplin, Korpsgeist, Energie ein Versprechen der Zukunft, noch immer aber nicht nur im Volke, sondern in jedem einzelnen von jenem Wirrwarr absterbender, der abendländischen Zivilisation gegenüber nichtssagender und gefährlicher, obwohl oft sympathischer Züge bedroht, für die das Wort «Deutscher Michel» längst bezeichnend geworden ist.

HANS-JOACHIM SCHOEPS

Preußische Tugenden

Der Schriftsteller Hans-Joachim Schoeps hat sich lange und intensiv mit der Geschichte Preußens auseinandergesetzt. Seine Sicht weist einen hohen Reflexionsgrad auf der nicht nur einem distanzierten Standpunkt nach dem Zweiten Weltkrieg entspricht, sondern der zudem an Betrachtungen ab der Kaiserzeit anknüpft. So sind Preußen, der preußische Staat und die preußischen Tugenden nicht erst nachträglich verklärt worden, sondern haben schon zu ihrer Hoch-Zeit einer kritischen Auseinandersetzung standgehalten. Dies tun sie heute immer noch, was beweist, dass geistiges Preußentum keiner zeitgeistlichen Modeströmung zuzurechnen ist, sondern vielmehr als zeitlose, stets aktuelle Errungenschaft betrachtet werden darf.

Damit ist schon erkennbar geworden, um was die eigentlich «preußischen Tugenden» kreisen. Ihre Achse ist ein strenger und herber Begriff des «Im-Dienste-Seins», der sich zunächst einmal als Selbstzucht und Härte – mehr gegen sich selbst als gegen andere – auswirkt. Oswald Spengler hat es einmal so formuliert: «Dienen – das ist altpreußischer Stil [...] Zur preußischen Art gehört es, dass der Einzelwille im Gesamtwillen aufgeht. Das Offizierskorps, das Beamtentum, die Arbeiterschaft Bebels handeln [...] als überpersönliche Einheit.» Das mag auch der Grund gewesen sein, weshalb Preußen beim biedermännischen Spiesser so verhasst gewesen ist. Em anderer Schriftsteller meinte: «Der preußische

Spiesser ist kein Biedermann, sondern ein Feldwebel. Preußen ist eine Atmosphäre, in der selbst der Spiesser ‚im Dienst' ist.» Damit hing auch die Verachtung der Klüngelpolitik zusammen, da man ja Politik von der Sache her zu treiben suchte, in deren Dienst man stand. Dieses Im-Dienste-Sein, auch und gerade des Herrschers, der sich dem Staatszweck zu beugen habe, hat schon Friedrich der Grosse stark empfunden. In seinem *Anti- machiavell* (1739) hat er es so ausgedrückt: «Der Herrscher, weit entfernt, der unbeschränkte Herr seines Volkes zu sein, ist selbst nichts anderes als sein erster Diener.»

Mit dieser Dienstauffassung und diesem sittlich begründeten Pflichtgefühl hängen auch die altpreußische Sparsamkeit und uneigennützige Gewissenhaftigkeit zusammen, für deren Sichtbarmachung Friedrich Wilhelm **1.,** Preußens «grösster innerer König», wie der Nationalökonom Gustav Schmoller einmal sagte, eine modellhafte Institution geschaffen hat. Im Jahre 1714 gründete er zur Finanzkontrolle über alle Einnahmen und Ausgaben des Staates die preußische Oberrechnungskammer in Potsdam, bei der alles bis auf den Pfennig stimmen musste. Der König revidierte persönlich alle Jahre die Etats und setzte die Besoldung seiner Beamten fest. So wurde die preußische Beamtenschaft zu Sparsamkeit, zu Fleiss und uneigennütziger Pflichterfüllung von ihren Königen erzogen. Noch in der vorbildlichen Regelung des hohen Staatsschuldenwesens nach den Befreiungskriegen durch Hardenbergs und Rothers Steuerreformen hat sich dies eindrucksvoll ausgewirkt.

Zum Wesen des Preußentums gehörte auch das Masshaltenkönnen aus dem an der Erfahrung orientierten Wissen um die inneren Grenzen. Als Roon dem Ruf seines Königs folgte und Kriegsminister wurde, schrieb er an einen Freund: «Meine Bereitwilligkeit ist eine tiefseufzende, die sich der Schwere einer scheinbar unlöslichen Aufgabe und der Gefahren des nicht unwahrscheinlichen Schiffbruchs wohlbewusst ist. Ehrgeiz und Habgier wirken dabei, soviel ich weiss, nicht mit [...] Es gilt Grosses zu leisten, nur ein Schelm denkt immer an sich.»

Zu den preußischen Tugenden gehörte aber nicht zuletzt der ausgeprägte Sinn für Ordnung und ein von innen her geordnetes Leben. Es ist wieder Theodor Fontane, der treffend das Wesentliche mit dem ihm eigenen, leicht ironischen Unterton ausgedrückt hat: «Wenn unsere märki-

schen Leute sich verheiraten, so reden sie nicht von Leidenschaft und Liebe, sie sagen nur: ‚Ich muss doch meine Ordnung haben', und das ist ein schöner Zug im Leben unseres Volkes und nicht einmal prosaisch, denn Ordnung ist viel und mitunter alles.»

ERNST VON SALOMON

Der gelebte Staat

Das Leben Ernst von Salomons (1902-1972) wurde massgeblich von einer preußischen Haltung bestimmt, die er durch die Erziehung in der Kadettenanstalt vermittelt bekam. Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem er nicht mehr zum Einsatz kam, wandte er sich den Freikorps zu. Seine Erlebnisse aus dieser Zeit, zu der es überall in Europa brodelte, schilderte der Schriftsteller in mehreren Veröffentlichungen. 1945 in amerikanische Gefangenschaft geraten, war er gezwungen, einen umfangreichen Entnazifizierungsfragebogen auszufüllen. Ernst v. Salomon schufaus diesen Formularen und seinen Antworten den Roman Der Fragebogen *(1951), der zu einem der ersten Bestseller in der jungen Bundesrepublik wurde und vielen Deutschen aus dem Herzen sprach. – Immer wieder setzte sich v. Salomon auch nach 1945 mit dem Thema Preußen auseinander; das Werk* Der tote Preuße *(1973) blieb jedoch Fragment und wurde posthum veröffentlicht.*

Preußen hat den Staat gelebt. Es gibt keinen Augenblick preußischer Geschichte, in welchem sich nicht, wer immer für Preußen verantwortlich war, mit dem Staate, mit der Idee des Staates befassen musste. Preußen hat jeden Tag vor harten Wirklichkeiten gestanden. Die Gefährdung war ebenso ungeheuer wie die Aufgabe. Vielleicht ist es darum gewesen, dass sich ein Bündel edler Namen aus allen deutschen Geschlechtern zu Preußen hingezogen fühlte, preußisch wurde aus Wahl, durch Bekenntnis,

dass die besten Preußen ihrer Herkunft nach nicht preußisch waren, nicht preußisch durch den Zufall ihrer Geburt. Da war ein Geheimnis um Preußen, welches eine so grosse Reihe von Dokumenten entstehen liess, zu denen es sich wohl bekennen lässt, und die alle von dem eigentümlichen Bewusstsein der Pflichten handeln, durch die allein die innere, auf sich selber ruhende Ordnung zu grunden ist. Preußen hat den Staat gelebt.

Dies ist das Erstaunliche: Das preußische Staatsgefühl hatte dem Einzelnen nichts zu bieten als strenge Forderungen. Es verlangte vom Könige, der erste Diener des Staates zu sein, es wertete niemals Absichten, immer nur Leistungen, es wahrte nicht Interessen und Vorteile, sondern Ideen und Formen, es achtete nicht auf den Erfolg, sondern auf die Erfüllung. Im Ganzen ist dieses Staatsgefühl – sichtbar geworden in Gestalten und Dokumenten, hörbar in Gesetzen und Geboten – zweifellos stärker betont tugendhaft als sonsthin Ausflüsse staatlicher Auffassungen, es ist bedeutend mehr ethisch als metaphysisch oder ideologisch bedingt und ganz gewiss **m** seiner auf das Praktische zielenden Nüchternheit nicht so sehr christlich wie etwa konfuzianisch – die Preußen sind, wenn man die Tugenden betrachtet, denen sie vom Staate her geboten leben sollen, die Chinesen Europas –, und bekanntlich werden die konfuzianischen Japaner die Preußen des Ostens genannt.

QUELLENVERZEICHNIS

Alexis, Willibald. *Cabanis.* Berlin: Janke, 1860. (S. 64)

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten. Bd. 1. Berlin: Unger, 1787. (S. 48)

Anwand, Oskar (Hrsg.). *Arndts Gedichte.* Berlin: Bong, 1938. (S. 191)

Arndt, Ernst M. *Volk und Staat.* Leipzig: Kröner, 1934. (S. 147)

Arndt, Ernst M. *Werke.* hg. v. H. Meiner u. R. Geerds. 2 Bde. Leipzig: Haase, 1908. [*Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten*] (S. 177)

Bismarck, Otto v. *Die gesammelten Werke.* 2. Aufl. 19 Bde. Berlin: Stollberg, 1924–32. (S. 222)

Botzenhart, Erich u. Gunther Ipsen (Hrsg.). *Freiherr vom Stein: Ausgewählte politische Briefe und Denkschriften.* Stuttgart: Kohlhammer, 1955. (S. 143)

Clausewitz, Carl v. *Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe.* Bd. 1. Göttingen, 1966. (S. 140)

Das neue Deutschland 1813/14. Einl. v. F. Lange. Berlin: Rütten und Loening, 1953. (S. 112, 168)

Dietrich, Richard (Hrsg.). *Politische Testamente der Hohenzollern.* München: dtv, 1981. (S. 22)

Dilthey, Wilhelm. *Gesammelte Schriften.* 12 Bde. Leipzig: Teubner, 1927. (S. 233)

Droysen, Johann G. *Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg.* 3 Bde. Berlin, 1852. (S. 186)

Fernau, Joachim. *Sprechen wir über Preußen: Die Geschichte der armen Leute.* München: Herbig, 1981. (S. 44)

Fichte, Johann G. *Reden an die deutsche Nation.* Einl. v. A. Diemer. Hamburg: Meiner, 1955. [achte Rede] (S. 162)

Flathe, Theodor (Hrsg.). *Deutsche Reden: Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.* Leipzig, 1894. (S. 213)

Fontane, Theodor. *Gedichte.* 3 Bde. Berlin: Aufbau, 1989. (S. 12, 59, 66, 136)

Fontane, Theodor. *Wanderungen durch die Mark Brandenburg: Zweiter Teil: Das Oderland.* 2. Aufl. Berlin: Aufbau, 1980. (S. 115)

Geibel, Emanuel. *Gedichte.* 3. Aufl. Berlin: Duncker, 1844. (S. 75)

Gentz, Friedrich v. *Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Thronbesteigung alleruntertänigst überreicht.* Leipzig, 1820. (S. 107)

Gleim, Johann W.L. *Preussische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier.* Berlin: Voß, 1758. (S. 46)

Goethe, Johann W. v. *Aus meinem Leben: Dichtung und Wahrheit.* Zweiter Teil. Siebentes Buch. Hamburg, 1948. (S. 100)

Hebbel, Christian Fr. (Hrsg.). *Allgemeine Deutsche Biographie.* Bd. 7. Leipzig, 1878. [Beitrag „Friedrich Wilhelm IV."] (S. 204)

Killisch, H. (Hrsg.). *Reden Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten seit seiner Thronbesteigung.* Berlin, 1861. (S. 202)

Klein, Tim (Hrsg.). *Die Befreiung 1813–1814–1815: Urkunden, Berichte, Briefe.* Ebenhausen: Langewiesche Brandt, 1923. (S. 189, 197)

Kleist, Heinrich v. *Sämtliche Werke.* 2 Bde. Basel: Stroemfeld, 1988. (S. 173)

Körner, Theodor. *Briefwechsel mit den Seinen.* hg. v. A. Weldler-Steinberg. Leipzig: Quelle & Meyer, 1910. (S. 180)

Körner, Theodor. *Werke.* hg. v. H. Zimmer. 2 Bde. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1893. (S. 183, 194)

Koser, Reinhold. *Friedrich der Grosse.* Stuttgart: Cotta, 1925. (S. 35, 89)

Mackowsky, Hans. *Johann Gottfried Schadow: Jugend und Aufstieg 1764 bis 1797.* Berlin: Grote, 1927. (S. 200)

Marwitz, Friedrich A.L. v. der. *Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege.* 2 Bde. Berlin: Mittler, 1908. (S. 134)

Minding, Julius. *Lieder vom Alten Fritz.* 1846. (S. 19)

Moeller van den Bruck, Arthur. *Der Preußische Stil.* München: Korn, 1953. (S. 239)

Moltke, Hellmuth. *General-Feldmarschall Graf von Moltke in seinen Briefen.* Bd. 2. Berlin: Mittler, 1900. (S. 225)

Nicolai, Friedrich. *Gesammelte Werke.* Bd. 7. Berlin, 1788–1792. (S. 50)

Pantenius, Wilhelm M. (Hrsg.). *Erlasse und Briefe des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen.* Leipzig, 1913. (S. 31)

Preußen, Friedrich II. v. *Die Werke Friedrichs des Großen.* hg. v. G.B. Volz. übers. v. F. v. Oppeln-Bronikowski u.a. 10 Bde. Berlin: Hobbing, 1912–1914. (S. 78)

Preußen, Friedrich II. v. *Gesammelte Werke in Prosa.* Berlin: Lewent, 1837. (S. 39)

Sallet, Friedrich v. *Sämtliche Schriften.* Bd. 4. Breslau: Schulz, 1847. (S. 57)

Salomon, Ernst v. *Der Fragebogen.* Hamburg: Rowohlt, 1951. (S. 246)

Scharnhorst, Gerhard v. *Ausgewählte Schriften.* Osnabrück, 1983. (S. 166)

Schenkendorff, Max v. *Gedichte.* hg. v. E. Groß. Berlin: Bong, 1912. (S. 170)

Scherenberg, Christian F. *Ausgewählte Dichtungen.* Leipzig, o.J. (S. 72)

Schlieffen, Alfred v. *Gesammelte Schriften.* 2 Bde. Berlin: Mittler, 1913. (S. 228)

Schmidt, Paul v. *Der Werdegang des Preußischen Heeres.* Berlin, 1903. (S. 216)

Schneider, Reinhold. *Die Hohenzollern: Tragik und Königtum.* Leipzig: Hegner, 1933. (S. 15, 26, 84)

Schoeps, Hans-Joachim. *Preußen: Bilder und Zeugnisse.* Berlin: Propyläen, 1967. (S. 243)

Schoeps, Hans-Joachim. *Preußen: Geschichte eines Staates.* Berlin: Propyläen, 1967. (S. 10)

Schoeps, Hans-Joachim. *Preußen gestern und morgen.* Stuttgart: Vorwerk, 1963. (S. 69)

Seeckt, Hans v. *Moltke: Ein Vorbild.* Berlin: Verlag f. Kulturpolitik, 1931. (S. 234)

Segur, Louis Ph. de. *Histoire des principaux evenemens du regne de F. Guillaume II., Roi de Prusse.* 3 Bde. Paris: Buisson, 1800. (S. 102)

Sohn, Walter (Hrsg.). *Joachim Nettelbeck – Bürger zu Kolberg: Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet.* Merseburg: Hendel, 1930. (S. 155)

Spengler, Oswald. *Preußentum und Sozialismus.* München: Beck, 1919. (S. 241)

Treitschke, Heinrich v. *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert.* 5 Bde. Leipzig: Hirzel, 1879–1894. [erster Teil] (S. 206)

Uz, Johann P. *Sämtliche poetische Werke.* hg. v. A. Sauer. Stuttgart, 1890. (S. 55)

Victor, Walther (Hrsg.). *Ein Lesebuch für unsere Zeit.* 8. Aufl. Berlin: Aufbau, 1968. (S. 152)

Wolf, Gerhard (Hrsg.). *Ihn foltert Schwermut, weil er lebt: Gedichte, Prosa, Stücke und Briefe von Ewald Christian von Kleist.* Frankfurt a.M., 1982. (S. 53)

Wülker, Ludwig (Hrsg.). *50 ausgewählte Briefe der Königin Luise von Preußen.* Hannover: Hahn'sche, 1909. (S. 104)

Zengerer, Ingeborg v. (Hrsg.). *Deutsche Gedichte aus acht Jahrhunderten.* Klagenfurt, 1986. (S. 106)

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort: Vor Preußen wird gewarnt . . . . . S. 5

Die Kurfürsten

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst:
Edikt von Potsdam . . . . . S. 10
Theodor Fontane: Der alte Derffling . . . . . S. 12
Reinhold Schneider:
Die Schlacht bei Fehrbellin . . . . . S. 15
Julius Minding: Froben . . . . . S. 19
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst:
Aus dem Politischen Testament . . . . . S. 22
Reinhold Schneider: Friedrich Wilhelm I. . . . . S. 26
Friedrich Wilhelm I.:
Instruktion für meinen Nachfolger . . . . . S. 31

Fridericus Rex oder Die Ära Friedrichs des Großen

Friedrich der Große: Friedrich Wilhelm I. . . . . S. 35
Friedrich der Große:
Gerechte Ursachen zum Kriege . . . . . S. 39
Joachim Fernau: Friedrich wird der Große . . . . . S. 44
Johann Wilhelm Ludwig Gleim:
Bei Eröffnung des Feldzuges 1756 . . . . . S. 46
Friedrich der Große:
Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen . . . . . S. 48
Friedrich Nicolai:
Anekdote aus dem Siebenjährigen Krieg . . . . . S. 50
Ewald von Kleist:
Ode an die preußische Armee . . . . . S. 53
Johann Peter Uz:
Auf den Tod des Majors von Kleist . . . . . S. 55
Friedrich von Sallet: Ziethen . . . . . S. 57
Theodor Fontane: Seydlitz . . . . . S. 59
Willibald Alexis: Fridericus Rex . . . . . S. 64
Theodor Fontane: Erstes Bataillon Garde . . . . . S. 66
Hans-Joachim Schoeps:
Das preußische Landrecht . . . . . S. 69

Christian Friedrich Scherenberg: Die Exekution .... S. 72
Emanuel Geibel: Sanssouci ..... S. 75
Friedrich der Große:
Über die deutsche Literatur ..... S. 78
Reinhold Schneider:
Das Vermächtnis Friedrichs ..... S. 84
Friedrich der Große: Aus seinem Testament ..... S. 89
Johann Wolfgang von Goethe:
Friedrich der Große ..... S. 100

Die Zeit der Befreiungskriege

Friedrich Wilhelm II.:
Kabinettsordre vom 23. November 1791 ..... S. 102
Königin Luise: Brief an den Kronprinzen ..... S. 104
Heinrich von Kleist:
An die Königin von Preußen ..... S. 106
Friedrich von Gentz: Rede an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung ..... S. 107
Friedrich Wilhelm III.: An mein Volk ..... S. 112
Theodor Fontane:
Friedrich August Ludwig von der Marwitz ... S. 115
Friedrich August von der Marwitz:
Prinz Louis Ferdinand ..... S. 134
Theodor Fontane: Prinz Louis Ferdinand ..... S. 136
Carl von Clausewitz: Bekenntnis ..... S. 140
Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein: Politische Leitsätze ..... S. 143
Ernst Moritz Arndt:
Karl Freiherr vom und zum Stein ..... S. 147
Heinrich von Kleist: Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege ..... S. 152
Joachim Nettelbeck: Als Abgesandter Kolbergs beim König in Stargard ..... S. 155
Johann Gottlieb Fichte: Volk und Vaterlandsliebe ... S. 162
Gerhard von Scharnhorst:
Denkschrift aus dem Jahre 1809 ..... S. 166
Neidhardt von Gneisenau:
Nachruf auf Scharnhorst ..... S. 168
Max von Schenkendorff:
Auf Scharnhorsts Tod ..... S. 170

Heinrich von Kleist:
Was gilt es in diesem Kriege? . . . . . S. 173
Ernst Moritz Arndt: Von Vaterland und Freiheit . . . . S. 177
Theodor Körner: Brief an seinen Vater . . . . . S. 180
Theodor Körner: Lützows wilde Jagd . . . . . S. 183
Johann David Ludwig Yorck von Wartenburg:
Letzter Tagesbefehl an sein Korps . . . . . S. 186
Gebhard Leberecht von Blücher:
Bericht über die Schlacht von Möckern 1815 . . S. 189
Ernst Moritz Arndt:
Das Lied vom Feldmarschall . . . . . S. 191
Theodor Körner: Aufruf . . . . . S. 194
Gebhard Leberecht von Blücher:
Tagesbefehl nach der Schlacht von Waterloo . . S. 197

Die Kaiserzeit

Hans Mackowsky: Das Brandenburger Tor . . . . . S. 200
Friedrich Wilhelm IV.: Rede bei der Grundsteinlegung des Kölner Doms . . . . . S. 202
Leopold von Ranke: Friedrich Wilhelm IV. . . . . S. 204
Heinrich von Treitschke: Preußens Aufstieg . . . . . S. 206
Wilhelm I.: Eröffnung des Norddeutschen Reichstages 1870 . . . . . S. 213
Wilhelm I.: Einleitungsworte zur Ehrengerichtsordnung . . . . . S. 216
Otto von Bismarck:
Gedenkworte auf Kaiser Wilhelm I. . . . . S. 222

Der preußische Mythos

Hellmuth von Moltke: Die Idee des Friedens . . . . . S. 225
Alfred Graf von Schlieffen: Moltke . . . . . S. 228
Wilhelm Dilthey: Die Größe Preußens . . . . . S. 233
Hans von Seeckt: Preußischer Geist . . . . . S. 234
Arthur Moeller van den Bruck: Preußischer Stil . . . . S. 239
Oswald Spengler: Preußentum . . . . . S. 241
Hans-Joachim Schoeps: Preußische Tugenden . . . . . S. 243
Ernst v. Salomon: Der gelebte Staat . . . . . S. 246

Quellenverzeichnis . . . . . S. 248

Weitere Titel von Gustav Sichelschmidt

224 S. – DM 29,80

208 S. – DM 29,80

224 S. – DM 32,–

208 S. – DM 16,80

1913–1996

256 S. – DM 19,80

192 S. – DM 29,80

216 S. – DM 29,80

168 S. – DM 24,80

ARNDT-Verlag, Postfach 3603, D-24035 Kiel

Preußen im ARNDT-Buch

BERNHARD LINDENBLATT
PREUSSENLAND
Geschichte Ost- und Westpreußens 1701–1945
448 S. – viele Abb. – geb. im Großformat – DM 49,80. – Das Buch erzählt umfassend und detailliert die Geschichte von Preußens östlichem Kernland.

HUBERT HUNDRIESER
GRÜNES HERZ IN FELDGRAU
Kriegstagebuch eines ostpreußischen Forstmanns
288 S. – viele s/w. Abb. – Pb. – DM 34,–. Diese Schilderung verleiht den vielen Soldaten eine Stimme, die bereit waren, ihre Heimat zu schützen.

ANNELIESE KREUTZ
DAS GROSSE STERBEN IN KÖNIGSBERG 1945–1947
252 S. – Pb. – DM 19,80 Die Autorin erinnert sich an Todesmärsche, Vergewaltigung, Krankheit, Zwangsarbeit... Ein ostpreußisches Frauenschicksal, das für viele steht!

HEINZ SCHÖN
IM HEIMATLAND IN FEINDESHAND
Schicksale ostpreußischer Frauen unter Russen und Polen 1945–1948
352 S. – viele s/w. Abb. – geb. im Großformat – DM 39,80. – Die Opfer schildern das Leid, das nach 1945 über sie kam.

HEINZ SCHÖN
TRAGÖDIE OSTPREUSSEN
Als die Rote Armee das Land besetzte
448 S. – davon 64 S. s/w. Abb. – geb. im Großformat – DM 49,80. – Der tragische Leidensweg des Landes und seiner Bevölkerung. Schockierend!

HEINZ SCHÖN
FLUCHT AUS OSTPREUSSEN 1945
Die Menschenjagd der Roten Armee
448 S. – davon 64 S. s/w. Abb. – geb. im Großformat – DM 49,80. – Grausam setzte die Rote Armee die Flucht der ostpreußischen Bevölkerung in Gang.

ARNDT-Verlag, Postfach 3603, D-24035 Kiel